



forschung

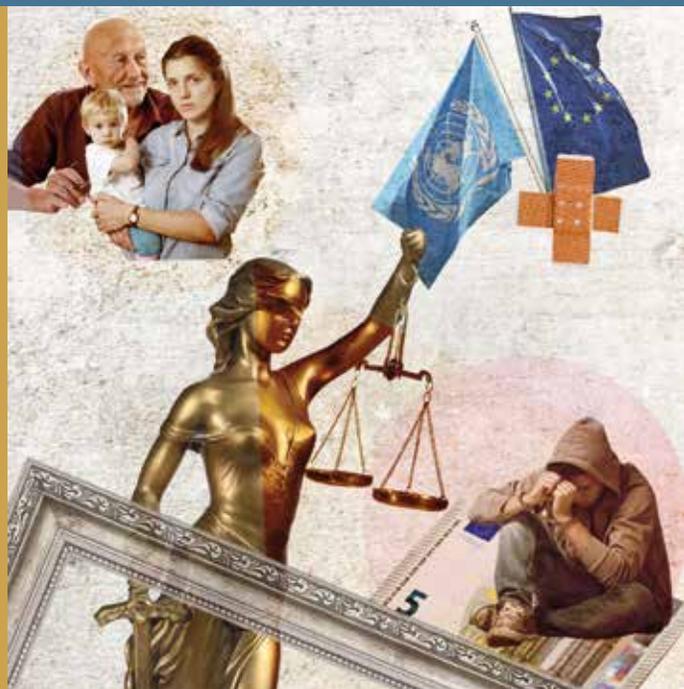
365

Das Wissenschaftsmagazin der Universität zu Köln
The University of Cologne's Journal of Science

Alles was Recht ist All that is right and fair

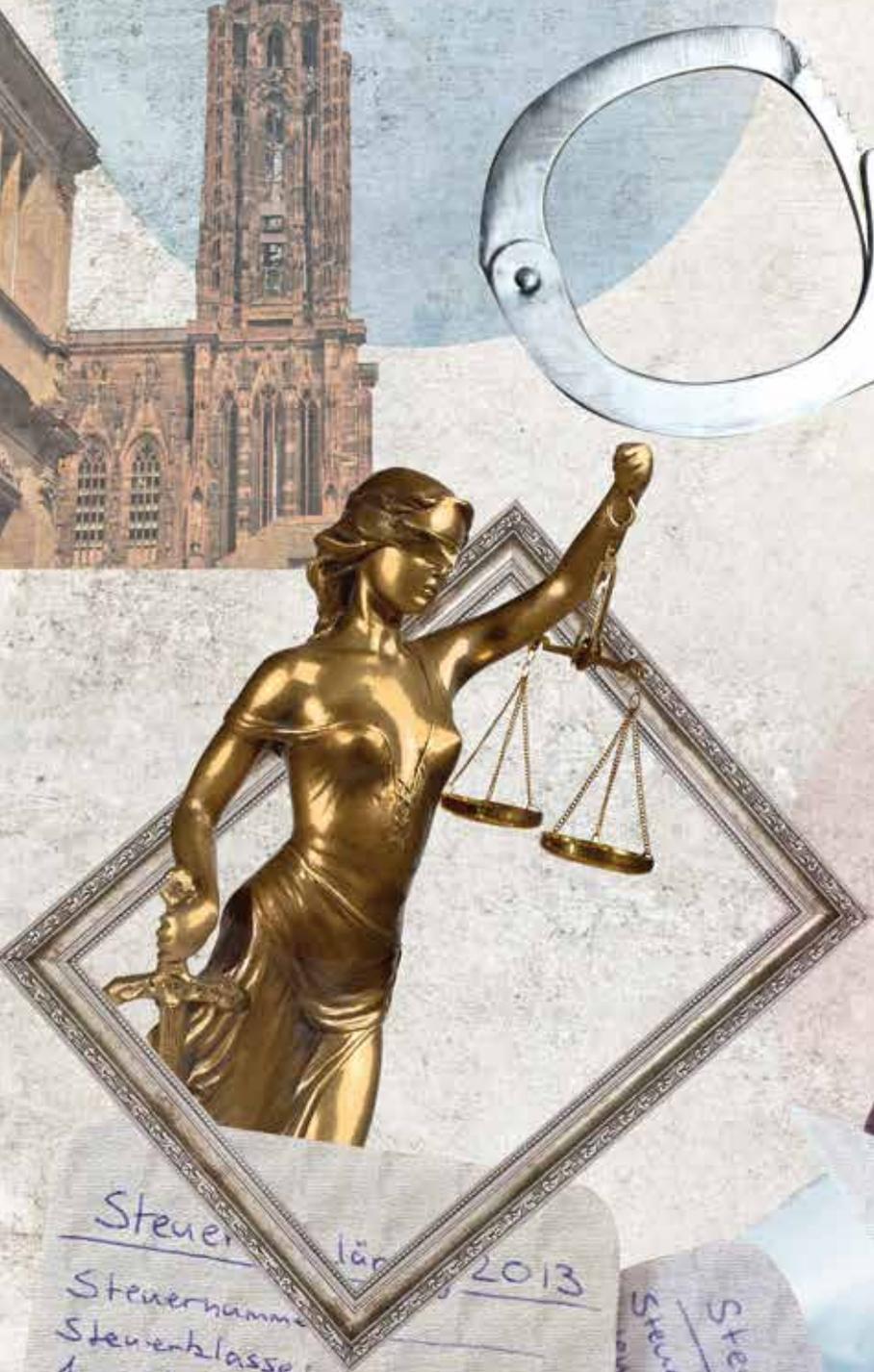
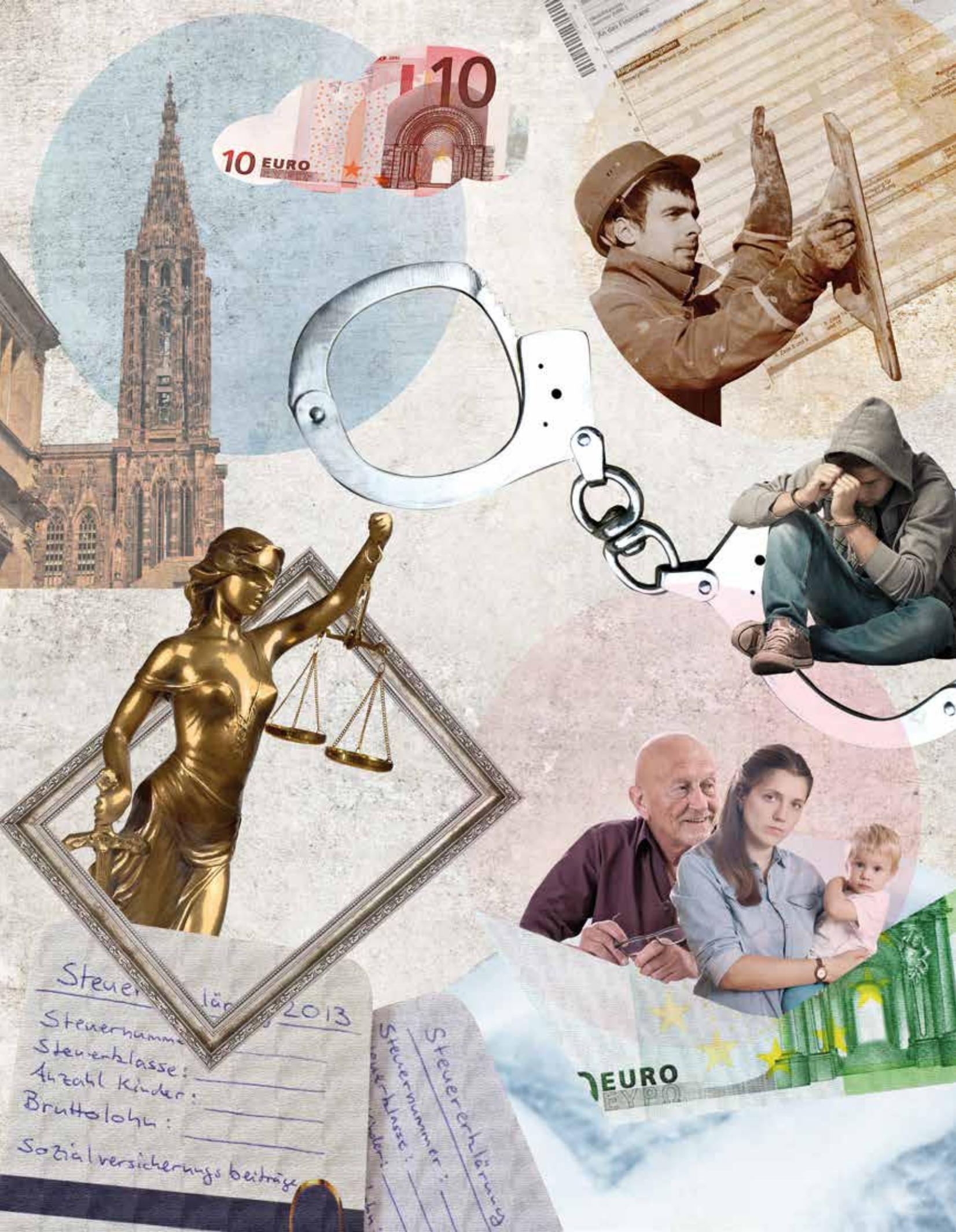
Krieg und Frieden:
 Das Vermächtnis von Nürnberg

*War and Peace:
 The Legacy of Nuremberg*



Die Zukunft der Arbeit. Kölner Rechtswissenschaftler arbeitet an Modellen für morgen.
The Future of Work. Cologne Jurists are working on labour Models for Tomorrow.

Justiz im Krieg. Forscherteam untersucht das Wirken der rheinischen Justiz während des 2. Weltkriegs.
The Justice System. A Team of Researchers is examining the Work of the Rhenish Justice System during WWII.



Steuerklärung 2013

Steuername: _____

Steuerklasse: _____

Anzahl Kinder: _____

Bruttolohn: _____

Sozialversicherungsbeiträge: _____

Steuererklärung

Steuernummer: _____

Steuerklasse: _____

Anzahl Kinder: _____





Recht Law



Die Kölner Rechtswissenschaften haben eine lange Tradition. Bei der Gründung der Universität zu Köln 1388 gehörte die Jurisprudenz zu den vier Gründungsfakultäten und damit zur ersten Stunde der Universität. Bereits damals wies die Rechtswissenschaftliche Fakultät ein Novum auf: Sie war die erste deutsche Fakultät, an der neben dem kanonischen Recht auch das römische Recht gelehrt wurde. Lange Zeit nahm sie als eine der größten rechtswissenschaftlichen Fakultäten eine führende Stellung in Deutschland ein. Bei der zweiten Gründung der Kölner Universität 1919 legte die neue junge rechtswissenschaftliche Fakultät ihren Schwerpunkt auf das Arbeits-, Handels- und Wirtschaftsrecht. Von Anfang an war sie durch eine große Zahl an Instituten geprägt, die eine fruchtbare Verbindung zwischen dem akademischen Bereich und der Praxis herstellten.

Vielfalt und Praxisnähe sind für die Kölner Rechtswissenschaften auch heute bestimmend. Lehre und Forschung sind von den historischen und methodischen Grundlagen des Rechts bis zu hochaktuellen Rechtsgebieten wie Medizinrecht und Telekommunikationsrecht breit gefächert. Kölner Rechtswissenschaftler sind auf nationaler und internationaler Ebene im Arbeitsrecht, Völkerrecht oder beim Europäischen Gerichtshof vertreten.

Mit der aktuellen Ausgabe unseres Forschungsmagazins wollen wir Ihnen einen Einblick in die vielfältigen und spannenden Forschungsgebiete der Kölner Rechtswissenschaften geben. Wir wünschen Ihnen eine angenehme Lektüre und freuen uns über Ihr Interesse an unserem Magazin.

Law at the University of Cologne has a long tradition of excellence. The Faculty of Law was one of the first four to be set up at the University when it was established in 1388. Even then it made history as the first faculty of law in Germany to teach both canon law and Roman law. As one of the largest faculties of law, it has always had a leading role in Germany. When the University of Cologne was reopened in 1919, the foci of the faculty became labour, commercial and business law. From the beginning, it has had a large number of institutions, which have established a fruitful connection between academia and practice.

Diversity and a practical approach are still very important for the Cologne Faculty of Law. Teaching and research cover historical and methodical principals of law as well as topical areas of law such as medical and telecommunications legislation. Law at the University of Cologne is well represented on both the national and international levels in the areas of labour and international law as well as at the European Court of Justice.

With this edition of our journal, we would like to offer you some insight into the diverse and exciting research areas of the Cologne Faculty of Law. We hope you enjoy reading the latest edition of the journal and are delighted about your interest in it.

Prof. Dr. Axel Freimuth | Rektor der Universität zu Köln *Rector of the University of Cologne*

Prof. Dr. Thomas Langer | Prorektor Forschung und wissenschaftlicher Nachwuchs *Prorector of Research and Young Scientists*

6

Sichtweisen
Perspectives

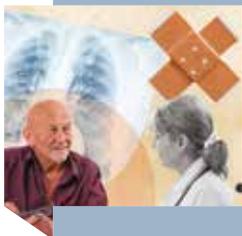


Die Zukunft der Arbeit
The Future of Work

70

Wissenschaft im Brennpunkt
Science in Focus

10



Patientenrechte und
Gesetzgebung
Patients' Rights and
Legislation

80

Forschungsk Kooperationen
Research Cooperation

18

84

Aus den SFB
Collaborative Research Centres



Krieg und Frieden
War and Peace

86

Forschungspolitik
Research Politics

26

92

Impressum
Imprint



Justiz im Krieg
The Justice System during
World War II

34

Recht Law



Die Hüterin der Menschenrechte
The Human Rights Custodian

40



Das Urheberrecht der digitalen Wissensgesellschaften
The Copyright of digital Knowledge Societies

46



Gewalt und Suizid im Jugendstrafvollzug
Violence and Suicide in the Youth Criminal Justice System

54



„Steuervereinfachung ist eine schwierige Angelegenheit“
“Tax simplification is no easy matter”

62

Vorschau: Die nächste Ausgabe von forschung 365 widmet sich dem Thema „Migration“.
The next edition of forschung 365 will be on “Migration”.

Wozu braucht ein Jurist Rechtsgeschichte? Why do jurists need law history?

Was müssen gute Juristen wissen? Sie müssen „gerichts-feste“ Rechtskenntnisse haben, die es ihnen ermöglichen, ein etwaiges Urteil eines Gerichts vorherzusagen. Sie müssen durch geschickt konzipierte Verträge Risiken verteilen, Haftungen organisieren, Strukturen verrechtlichen und damit Handlungssicherheit ermöglichen. Sonst noch was? Warum Staatsexamen und nicht Diplom? Warum Orientierung an der richterlichen und nicht der anwaltlichen Tätigkeit, obwohl nur die wenigsten Juristen später Richter werden? Ganz einfach: Jura ist nicht nur Durchsetzung mandantlicher Interessen, Jura ist auch Verwaltung von Gerechtigkeit. Es sind Juristen, die unser hochkomplexes Recht verwalten. Juristen warten die feinen Stellschrauben, an denen unsere Freiheit aufgehängt ist. Es geht also auch um Verantwortung. Hierzu muss man zunächst nicht nur wissen, was heute gilt, sondern auch warum es gilt, was es also zu verteidigen gibt. Hier hilft Rechtsgeschichte. Hexenprozesse zeigen, warum wir heute nicht mehr foltern und der Staatsanwalt und nicht der Richter

die Voruntersuchung leitet. Die Diskussion um Straftheorien zeigt, warum „Auge um Auge“ nicht mehr unser Strafprinzip ist. Das Fehdeunwesen macht klar, warum das staatliche Gewaltmonopol wichtig ist. Die lange Naturrechtsgeschichte verdeutlicht die Probleme, ein überzeitliches und überpositives Recht dingfest zu machen. Die Verfassungsgeschichte lehrt, wie trotzdem stets darum gekämpft wurde, die Bürger gegen den Staat durch Recht zu schützen und die Rezeption des Römischen Recht zeigt, wie überlegen ein rationales schriftliches Recht und ein wissenschaftlich ausgebildeter Juristenstand gegenüber einer reinen Schöffengerichtsbarkeit ist. Bei alledem zeigt der Blick auf fundamentale Krisen des Rechts, dass es um mehr geht als um bloßes Verstehen. Nach 1933 haben Juristen ganz überwiegend nicht gegen die vielen Rechtsbrüche protestiert. Umgekehrt haben sie an einer Umwertung und Instrumentalisierung überkommenen Rechts aktiv mitgearbeitet und damit ihren Mitmenschen den Schutz des Rechts geraubt, Gewalt mit dem Mäntelchen der Legalität versehen. Dies wirft die heutige

Öffentlichkeit diesen Juristen vehement vor. Gerade Juristen hätten das Recht verteidigen müssen. Wenn das richtig ist, dann müssen wir daraus auch die Folgerungen für die heutige Juristenausbildung ziehen. Juristen verwalten unser Recht, sie tragen Verantwortung. Dies lehrt uns nicht zuletzt die Rechtsgeschichte.

What do good jurists need to know? They have to have a “legally sound” knowledge of the law that enables them to predict the possible verdict of the court. Using proper contracts they have to be able to spread risk, organize responsibilities and foster the juridification of structures thereby enabling certainty of action. Is there anything else? Why take the state examinations instead of a degree? Why is there such a trend towards judicial practice rather than lawyer-related practice although only very few jurists become judges? Very simply because law is not only the implementation of the interests of the clients, law is also the administration of justice. It is jurists who administer highly



Prof. Dr. Hans-Peter Haferkamp

Institut für Neuere Privatrechtsgeschichte,
Deutsche und Rheinische Rechtsgeschichte
*Institute of Modern History of Private Law,
German and Rhenish History of Law*

complex laws and jurists who maintain the parameters upon which our freedom depends. It is therefore also about responsibility. In this context, one needs to know not only what holds today but also why that which is defended still holds. This is where law history can help us. Witch trials have shown why we no longer use torture today and why public prosecutors, and not the judge, are in charge of the preliminary assessment. The discussion about penal theory shows us why "an eye for an eye" is no longer our penal principal. Arbitrary law makes it clear why a state monopoly on the use of force is important. The long history of natural law illustrates the problem of finalizing diachronic and over positive law. The history of the constitution has taught us how the protection of citizens from the state has been continually fought for through the law; the history of the Roman Empire has shown us how superior a rational written law and a trained legal apparatus is to pure lay judges. For all of this, a look at fundamental crises in law shows that it is about more than purely understanding. After 1993, jurists did not

protest many of the breaches of the law. In contrast, they actively worked on an assessment and instrumentalisation of traditional law thereby robbing their fellow humans of the protection of the law and arming violence with the coat of legality. Today's society vehemently reproaches these jurists for this; jurists in particular should have defended the law. If this is correct, then we also have to incorporate the consequences thereof into the training of lawyers today. Lawyers administer the law; they carry responsibility. Legal history has taught us not least this.

Internationalisierung der Rechtswissenschaften: Nichts Neues vom Wissenschaftsrat The Internationalization of Law: no News from the German Council of Science and Humanities

Der Wissenschaftsrat thematisiert in dem teilweise kritisch aufgenommenem Papier „Perspektiven der Rechtswissenschaft in Deutschland“ vom 9. November 2012 die Internationalisierung der Lehre. Sie ist zentral, weil die Arbeitsfelder einer immer weiter wachsenden Zahl von Juristen grenzüberschreitend sind. Juristen, die in mehreren Rechtsordnungen zuhause sind und nicht nur eine Sprache sprechen, sind im Vorteil. Ziel muss es daher sein, sehr vielen Studierenden zu einem Auslandssemester zu verhelfen. Dadurch wird ihre Sprachfähigkeit verbessert. Die Außenperspektive auf das deutsche Recht und die Auseinandersetzung mit anderen Rechtskulturen erhöhen ihre Methodenkompetenz.

Internationalisierung der Lehre bedeutet auch, besondere Lehrelemente in das Angebot vor Ort zu integrieren. Hier hat die Kölner Fakultät als eine der ersten bundesweit einen speziellen Lehrstuhl für US-amerikanisches Recht geschaffen, der in einem besonderen Zertifizierungsprogramm die Grundlagen der US-amerikanischen Rechtsordnung und der darin geübten Methode vermittelt. Hinzu treten zahlreiche Veranstaltungen zu anderen fremden Rechtsordnungen und -spra-

chen und binationale Studiengänge. Köln hat vor mehr als zwei Dekaden als erste deutsche Rechtsfakultät einen binationalen grundständigen Studiengang mit der Sorbonne geschaffen. Die Studierenden erwerben den französischen Hochschulabschluss sowie einen Bachelor of Laws der Kölner Fakultät und können dann entweder die französische Anwalts- oder Richterausbildung oder die Vorbereitung auf die deutsche juristische Abschlussprüfung anschließen. Vergleichbare Studiengänge bestehen mit dem University College London (seit 2004), der Istanbul Kemerburgaz Üniversitesi (seit 2013) und Florenz (ab 2015/6). Zudem unterhält die Universität zu Köln gemeinsame Masterstudiengänge mit der Bilgi Universität in Istanbul und der Sorbonne. Insbesondere wenn geburtenschwache Jahrgänge ihr Studium beginnen werden, werden binationale Studiengänge ein klares Profil bieten, das besonders begabte Studierende anziehen wird.

Die Kölner Fakultät hat ein weitreichendes, erfolgreiches Netzwerk mit europäischen, indischen, japanischen, chinesischen und US-amerikanischen Universitäten. Der Kölner Master-Studiengang für im Ausland graduierte Juristen zieht

qualifizierte ausländische Juristen an. Mit den Universitäten Tiflis und Politik und Recht (CUPL Peking) bestehen Kooperationsabkommen, die Vorbereitungskurse vor Ort mit einem Master-Studium in Köln verbinden. Ein Export der Lehre erfolgt weiter in der Deutschen Rechtsschule in Danzig. In einer Summer School wird die Lehre in englischer Sprache erfolgen. Dies kann zu einer Ausweitung des englischsprachigen Lehrprogramms für spezielle Vorlesungen führen.

Die natürliche Weiterentwicklung der Internationalisierung sind binationale Promotionsstudiengänge. Sie bestehen bereits mit den Universitäten Sorbonne, Bologna, Cattolica Milano. Spezialisierte Zentren der Fakultät, wie zum Beispiel das International Investment Law Centre, ziehen als solche hochqualifizierte Doktoranden aus dem Ausland an. Die neue Promotionsordnung erlaubt Promotionen in englischer oder französischer Sprache wie die Ernennung auswärtiger Zweitgutachter. Es wird eine wichtige Aufgabe sein, die im Entstehen befindliche Graduiertenschule der Fakultät auch auf diese binationalen Programme wie ausländischen Doktoranden auszurichten.



Prof. Dr. Heinz-Peter Mansel

Institut für Internationales und ausländisches Privatrecht
Institute of Foreign Private and Private International Law

The German Council of Science and Humanities has addressed the issue of the internationalization of teaching in the critically acclaimed paper “*Perspektiven der Rechtswissenschaft in Deutschland (Perspectives from Legal Studies in Germany)*” from 9 November, 2012. This is a central theme because the fields of work of an ever increasing number of jurists are interdisciplinary. Jurists who are at home in different legal systems and speak more than one language have advantages here. An important objective therefore has to be to provide more students with the opportunity to spend a semester abroad during their studies, which would, for example, improve their language skills. Gaining perspective from outside the German legal system and dialogue with other legal cultures enhances methodological competence. The internationalization of teaching also means integrating certain elements into course programmes. In this context, the Faculty of Law at the University of Cologne has introduced the first chair of the American legal system in Germany which also offers a special certification course teaching the fundamentals of the American legal system and the methods used therein. In addition

to this, there are many courses on other legal systems and languages as well as transnational programmes. Cologne was the first faculty of law in Germany to introduce a bi-national programme with the Sorbonne. Graduates of the programme receive both a French degree and a Bachelor of Laws from the University of Cologne and can then either train to become a lawyer or judge in France or prepare for the final German legal exam. Comparable programmes have been introduced with, e.g. University College London in 2004 and Istanbul Kemerburgaz Üniversitesi in 2013; a joint programme with Florence is planned for 2015/16. In addition to this, the University of Cologne offers joint Master programmes with Sorbonne and the Istanbul Bilgi University. When those years with lower birth rates begin their studies, binational programmes will offer a clear profile that will attract especially gifted students.

The Cologne Faculty of Law is part of a wide-reaching successful network that includes cooperation projects with European, Indian, Japanese, Chinese and American universities. The Master programme for law graduates from abroad attracts qualified international jurists. There are

cooperation agreements between the University of Cologne and the Ivane Javakhishvili Tbilisi State University and the China University of Political Science and Law which provide introductory courses within the framework of a Master programme in Cologne. Other programmes are to be offered in cooperation with the “*Deutschen Rechtsschule in Danzig (German Law School in Danzig)*”. At summer schools, courses are taught in English, which may lead to more specialized courses being taught in English in the future.

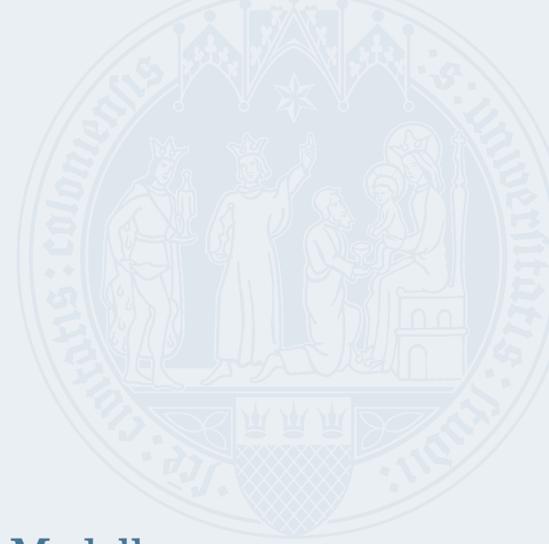
A natural development of the internationalization process is the introduction of bi-national PhD programmes. There are already cooperation projects with the universities of Sorbonne, Bologna and Cattolica Milano. Specialized centres of the faculties such as the International Investment Law Centre also attract highly qualified international PhD candidates. The new PhD examination regulations allow PhD dissertations in English and French to be submitted as well as the possibility of international supervisors. An important task will also be to incorporate the bi-national programmes as well as international PhD graduates into the new graduate school of the Faculty of Law.



450 Euro Job

SCHWARZARBEIT





Die Zukunft der Arbeit

Kölner Rechtswissenschaftler arbeitet an Modellen für morgen

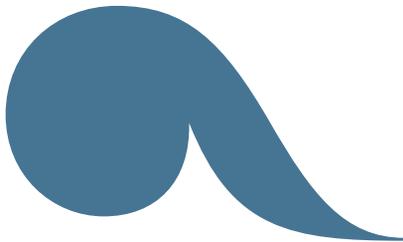
The Future of Work

Cologne jurists are working on labour models for tomorrow

Sebastian Grote

Unbezahltes Praktikum, Minijob und Rentenreform. Das Arbeits- und Sozialrecht ist ein Bereich, mit dem jeder in verschiedenen Lebensphasen konfrontiert wird. Unser Arbeitsmarkt muss gerade in Krisenzeiten flexibel sein. Doch prekäre Arbeitsverhältnisse können zu Altersarmut führen. Rechtswissenschaftler der Universität zu Köln arbeiten daher an verschiedenen Arbeitsmodellen für die Zukunft.

Unpaid internships, mini-jobs (jobs in the zero-tax bracket) and pension reform: labour and social law are legal areas with which everyone is confronted during the different phases of their lives. The German labour market has to be flexible – especially during times of crises: precarious working conditions can result in poverty later in life. For this reason, jurists at the University of Cologne are working on different models of labour for the future.



Es waren gute Nachrichten für Minijobber: Seit Anfang 2013 dürfen sie 450 Euro pro Monat steuerfrei verdienen. Das sind 50 Euro mehr als zuvor. Ob Studierende, Rentner oder Ehepartner: Die meisten der sieben Millionen Geringverdiener sind auf ihren Job angewiesen. Für sie macht sich jeder zusätzliche Euro am Ende des Monats deutlich bemerkbar. Doch die geringfügigen Beschäftigten haben einen Haken: Minijobber sind nicht sozialversichert. Neben Arbeitslosigkeit ist die geringfügige Beschäftigung ein wesentlicher Faktor, der zu lückenhaften Erwerbsbiographien führt. Wer viele Jahre seines Arbeitslebens ohne Sozialversicherung beschäftigt war, wird vermutlich von der Rente allein nicht leben können.

Ein Weg in die falsche Richtung

Für Professor Dr. Ulrich Preis vom Institut für Deutsches und Europäisches Arbeits- und Sozialrecht ist die Erhöhung der Minijobgrenze ein Weg in die falsche Richtung: „Hier wird suggeriert, dass die geringfügig Beschäftigten eine Gehaltserhöhung bekommen. In der Tat wird hier aber das Problem der Altersarmut ausgeweitet“, begründet der Rechtswissenschaftler seine Bedenken. Er hat deshalb eine Neuordnung der geringfügigen Beschäftigung ausgearbeitet. Nach seinem Modell würde die Grenze für Steuer- und Versicherungsfreiheit auf 100 Euro herabgesenkt werden. Wer zwischen 100 und 450 Euro verdient, würde den vollen Schutz der Sozialversicherung erhalten, deren Kosten

allein der Arbeitgeber trägt. Wer in der sogenannten Gleitzone noch mehr verdient, müsste sich je nach Einkommen schrittweise an den Abgaben zur Sozialversicherung beteiligen, wogegen der Arbeitgeber dann entsprechend weniger zahlen würde. Dieses Modell würde nicht nur zu einer Sozialversicherung für Geringverdiener führen, die Arbeitgeber hätten zudem einen starken Anreiz, ihre Mitarbeiter über die 450-Euro-Grenze hinaus anzustellen. Für viele Arbeitnehmer könnte sich so der Zugang zu einem Einkommen, von dem man leben kann, erleichtern.

Was für Arbeitsplätze wollen wir?

Die Frage, ob es durch solche Veränderungen zum Verlust von Arbeitsplätzen kommen würde, lässt sich nur schwer beantworten. Es hängt letztendlich immer davon ab, wie Arbeitgeber auf solche Veränderungen reagieren. Professor Preis hält die Mehrbelastung für Arbeitgeber durchaus für gerechtfertigt und nicht gravierend. Jedenfalls ist das Modell überschaubarer als die bisherige Regelung der geringfügigen Beschäftigung mit ihren vielen Sonderfällen. Zudem würden laut Preis durch die Versicherungspflicht in Minijobs Schlupflöcher für Schwarzarbeit gestopft werden. „Die Frage, die wir uns stellen müssen, ist, welche Art von Arbeitsplätzen wir in Deutschland überhaupt wollen“, sagt Preis.

„Ein Arbeitsplatz an sich ist nicht unbedingt ein schützenswertes Gut, wenn es etwa ein Ausbeutungsverhältnis ist,

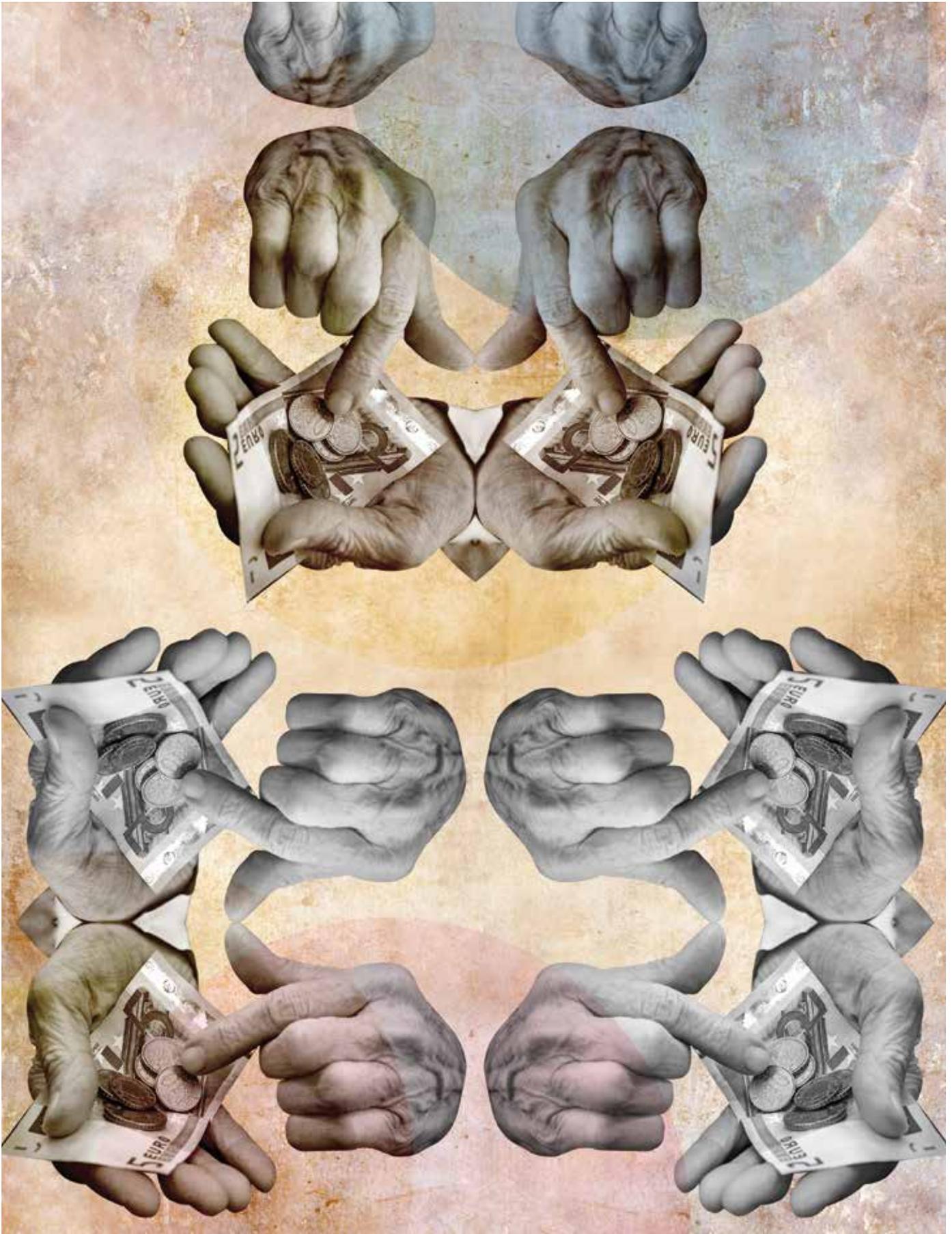
dessen Bezahlung an Sittenwidrigkeit grenzt.“

Allein durch eine Reform der Minijobs lässt sich das Problem der Altersarmut allerdings nicht beseitigen. Denn auch bei sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung in Teilzeit kann die Vergütung so niedrig sein, dass eine auskömmliche Rente nie erreicht wird. Die Reform wäre laut Preis trotzdem ein wichtiger Beitrag gegen ein insgesamt verfehlt entwickeltes System.

Alternative Rentenmodelle gehen am Problem vorbei

Politiker haben den Kampf gegen die Altersarmut längst in ihre Rhetorik aufgenommen. Immer wieder stehen alternative Rentenmodelle zur Debatte, die uns in der Zukunft vor dem Schlimmsten bewahren sollen. Die ehemalige Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen etwa brachte die „Lebensleistungsrente“ ins Gespräch. Das Modell sieht vor, allen Bürgern, die mindestens 40 Jahre Rentenbeiträge gezahlt haben und zudem eine private Altersvorsorge aufweisen können, eine Grundsicherung im Alter zu gewähren. Doch im Grunde genommen geht der Vorschlag am eigentlichen Problem vorbei: „Auch dieses Rentenmodell lässt sich auf Dauer nur verwirklichen, wenn die Bezieher wirklich die vollen 40 Jahre versicherungspflichtig gearbeitet haben“, sagt Preis. Wer einen deutlichen Teil seines Arbeitslebens nur geringfügig beschäftigt war, erreicht die Bedingungen nicht.“

Ein weiteres Modell ist die von CSU-Politikern geforderte, sogenannte „Mütterrente“. Frauen bekommen heute für jedes nach 1992 geborene Kind drei Erziehungsjahre zur Rente angerechnet. Für Kinder, die vor 1992 geboren wurden, gibt es dagegen nur ein Jahr. In der „Mütterrente“ würden alle Mütter auf drei Jahre pro Kind kommen und somit gleichgestellt, egal wann die Geburt war. Die Geburtenrate ist schließlich ein höchst relevanter Faktor für das Sozialversicherungssystem. Doch beide Modelle haben gemeinsam, dass sie sehr kostspielig sind. Ob und wie solche Konzepte finanzierbar sind, ist momentan noch unklar.



gar ganz eindeutig dem Gesetz. Demnach handelt es sich bei einem Praktikum um ein Berufsausbildungsverhältnis und dazu gehört auch ein Vergütungsanspruch. Doch viele Praktikanten wissen vermutlich gar nicht, welche Rechte ihnen zustehen. Gerade deswegen ist ein klares und auch für Laien verständliches Arbeitsrecht wichtig. Viele prekär Beschäftigten wehren sich zudem nur sehr selten. Man muss schon eine recht hohe Eigeninitiative zeigen, denn lohnen tut es sich in den meisten Fällen nicht. Wer etwa für ein sechsmonatiges Praktikum angestellt ist, geht in der Regel deswegen nicht vor das Arbeitsgericht, um einen Lohn von wenigen hundert Euro monatlich einzufordern. Das gleiche gilt für eine geringfügige Beschäftigung zum Hungerlohn. Viele Arbeitnehmer finden sich eher mit der Situation ab – oder kündigen den Job.

Das Nervenzentrum der Wirtschaftspolitik

Ein Blick auf unsere europäischen Nachbarn zeigt allerdings, dass es in Deutschland um die Berufseinsteiger noch relativ gut gestellt ist. Eine Jugendarbeitslosigkeit von über 50 Prozent ist bereits in mehreren Ländern der EU bittere Realität. Den Schlüssel zur Lösung dieser Krise sehen viele in flexibleren Arbeitsmärkten. In der Tat mag das dort sinnvoll sein, wo unproduktive und überbezahlte Arbeitsverhältnisse bestehen und jungen Menschen dagegen keine Chance haben. Doch allzu einfache Schlüsse lassen sich daraus nicht ziehen. Preis betont, dass es nicht ausreiche, an ein paar arbeitsrechtlichen Regelungen zu drehen: „Es ist unplausibel, die Kündigung der Älteren zu erleichtern, um Beschäftigung für die Jungen zu schaffen. Damit senkt man nicht die Arbeitslosenquote. Man schiebt die Probleme nur um.“

Für eine langfristige Senkung der Arbeitslosenzahlen braucht man schließlich auch eine vernünftige Wirtschaftspolitik. Das Arbeits- und Sozialrecht ist sozusagen das Nervenzentrum der Wirtschaftspolitik, weil man hier die Auswirkungen direkt spürt. Natürlich flankieren arbeitsrechtliche und sozialrechtliche Regelungen den Arbeitsmarkt, doch können einzelne Schritte auch eine kontraproduktive Wirkung erzielen. Umso wichtiger ist es deshalb, dass Poli-

ker auf die Expertise aus der Wissenschaft zurückgreifen, wenn sie die Zukunft unserer Arbeitswelt gestalten.

Spitzenschmiede für Arbeitsrechtler

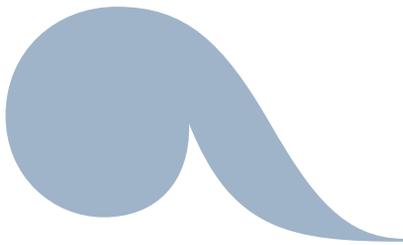
Eine der größten Herausforderung für Arbeitsrechtler ist es, die Interessen sowohl von Arbeitnehmern als auch von Arbeitgebern zu berücksichtigen. Was den einen zu weit geht, geht den anderen oft nicht weit genug. „Das ganze Arbeits- und Sozialrecht ist ein Hase-und-Igel-Spiel, bei dem man versucht, Regeln zu schaffen, die dann wieder umgangen werden“, sagt Preis. „Dieses Problem werden wir nie ganz bewältigen.“ Und trotzdem ist es ein Rechtsbereich, der so alltagsrelevant ist wie kaum ein anderer. Das Arbeitsrecht steht mitten im Leben. Experten wie Preis sind daher auch regelmäßig in der Praxis gefragt, etwa bei Gerichtsentscheidungen oder der Ausarbeitung neuer Gesetze.

Der Rechtswissenschaftler leitet seit 2002 das Institut für Deutsches und Europäisches Arbeits- und Sozialrecht. Aufgebaut wurde das Institut von Hans Carl Nipperdey, dem ersten Präsidenten des Bundesarbeitsgerichts. Zusammen mit dem Schwesterinstitut für Arbeits- und Wirtschaftsrecht verfügt es über einen der stärksten Forschungsschwerpunkte bundesweit im Arbeitsrecht sowie eine deutliche europäische Komponente. Neben einer hohen Publikationsdichte zeichnet sich das Institut durch einen intensiven wissenschaftlichen Dialog auf regelmäßigen Fachtagungen wie dem Kölner Sozialrechtstag aus. Die Universität zu Köln gilt damit als Spitzenschmiede für Arbeitsrechtler.

Betroffene haben kaum Möglichkeiten

Die Zukunft der Renten ist nur einer von vielen Bausteinen, an denen Arbeits- und Sozialrechtler in Köln forschen. Am Anfang des Arbeitslebens stehen die Berufseinsteiger, die ihrerseits schon mit arbeitsrechtlichen Fragen konfrontiert werden. Ein Praktikum etwa sollte eigentlich für beide Seiten als Chance begriffen werden. Doch in vielen Fällen entpuppt es sich als ein traditionelles Arbeitsverhältnis zu schlechten Konditionen für den Arbeitnehmer. Preis fordert hier klarere gesetzliche Regelungen: „Es sollte immer ein Ausbildungsplan bestehen, aus dem hervorgeht, was in dem Praktikum vermittelt werden soll“, schlägt der Arbeitsrechtler unter anderem vor.

Unbezahlte Praktika widersprechen so-



Good news for workers who earn in the zero-tax bracket: since the beginning of 2013 they have been allowed to earn € 450 - € 50 more than before. Regardless of whether these are students, spouses or pensioners: most of the seven million zero-tax bracket earners in Germany depend on these jobs. For them, every additional Euro at the end of the month counts. There is, however, one catch with jobs in the zero-tax bracket: they do not contribute to

social insurance. In addition to unemployment, low income-jobs are a significant factor contributing to incomplete employment histories. Those who work for many years without paying social insurance will probably not be able to survive on the state pension they receive later in life.

Going in the wrong direction

For Prof. Dr. Ulrich Preis of the Institut für Deutsches und Europäisches Arbeits- und Sozialrecht (Institute for German and European Labour and Social Law), the increase in the amount that zero-tax bracket earners can earn is a step in the wrong direction. "It has been suggested that mini-job earners have gotten a rise. The truth is that the problem of poverty in old age has only been exacerbated by this," he says. For this

reason, he has come up with a reform for zero-tax bracket earners. According to his model, the limits for the tax and insurance exemption would be lowered to € 100. Those who earn between € 100 and € 450 would have all the protection of social insurance, which the employer alone would carry. Those who earn in the so-called sliding social security contribution scale, i.e. above € 450, would contribute to social insurance according to what they earn; the contribution of the employer would decrease accordingly. This model would not only result in social insurance contributions for low-income earners, employers would also have more incentive to pay employers beyond the € 450 pay bracket. For many employees, this would make the possibility of earning a wage that they could live on more realistic.



What kind of jobs do we want?

The question of whether these changes would result in job loss is difficult to answer. At the end of the day, it would depend on how employers react to these changes. Professor Preis thinks that the additional burden for employers is not a bad thing and absolutely justifiable.

Furthermore, the model is more transparent than the present regulations for zero tax bracket jobs because of all the irregularities that go along with them. Moreover, according to Preis, the loopholes with regard to illegal employment practices would thereby be dealt with. "The question we have to ask ourselves is: What kind of jobs do we want in Germany?" says Preis. "A job is not necessarily worth protecting if the conditions are exploitative and bordering on the unconscionable."

One single reform of mini-job conditions is, however, not enough to deal with poverty in old age. This is because the wages of part-time workers can be so low that the pension is not adequate. According to Preis, the reform is, despite this, an important contribution to a system that is still faced with many issues.

Alternative pension models do not deal with the actual problem

Politicians have long taken up the fight against old age poverty in their rhetoric. Alternative pension models to protect us in the future are regularly at issue. In 2012, former federal minister of labour and social affairs Ursula von der Leyen raised the issue of the so-called "Lebensleistungsrente", an alternative to the present model in Germany. The objective of this model is to guarantee basic social security for all citizens who have worked for at least 40 years and have a private pension plan. The suggestion, however, does not really address the problem: "This pension model will not work in the long run if the recipients have not paid social insurance for the full forty years," says Preis. "Those who were low income earners for a large part of their working life will not fulfil these conditions."

Another model is the one promoted by CSU politicians, the so-called "Mütterrente (mother pension)". Women currently receive three additional years to their pension for every child born after 1992. For children born before 1992, there is, in contrast, only one additional year. The

"Mütterrente" model gives every mother three years per child regardless of when the child was born. The birth rate is a highly relevant factor for the social insurance system; both models are, however, expensive. Whether these concepts are financially feasible and how they should be implemented is not yet clear.

Those affected have very limited choices

The future of pensions is just one of many areas that social jurists research in Cologne. Young professionals starting their career are also confronted with labour law issues. For example, an internship should be seen as a good opportunity for both the employer and employee. However, it often turns out to be a traditional employment contract with bad working conditions for the employee. Preis is in favour of clearer legal guidelines here.

"The training aspect of the internship should always, for example, be addressed and a plan that clearly states what is to be taught should be devised," suggests the labour lawyer. Unpaid internships are actually against the law. In the future, an internship will be considered in the con-

text of an apprenticeship and an entitlement to payment will thereby be included. However, many undertaking an internship are not aware of their rights. It is precisely for this reason that a labour law has to be clear and coherent for laypersons. Furthermore, many working under precarious conditions do not often stand up for themselves.

Somebody doing a six-month internship does not usually bring a case to the labour court to demand a wage of a few hundred Euros. The same applies for zero-bracket jobs that do not pay well. Many employees make the best out the situation or quit the job.

The nerve centre of economic policy

When one considers other European states, the situation in Germany for entry-level professionals may not seem so bad. An unemployment rate of 50 per cent amongst young people is a bitter reality in many European states. Many see the key to the solution of this crisis in more flexible labour markets. This actually makes sense where unproductive and overpaid working conditions exist and where there are no opportunities for young people. There are,

however, not that many conclusions to be drawn from this: "It is not plausible to make the laying off of older workers easier in order to create jobs for younger people. This does not sink unemployment numbers. It just shifts the problem elsewhere." To achieve lower unemployment numbers, a sensible economic policy is required in the long run.

Labour and social law is, in a manner of speaking, the nerve centre of economic policy because it affects unemployment directly. Regulations pertaining to law and social law clearly affect the labour market, however, individual measures can also have a counterproductive effect. It is therefore even more important that politicians consult academics when planning the future of work in Germany.

A tradition of excellence

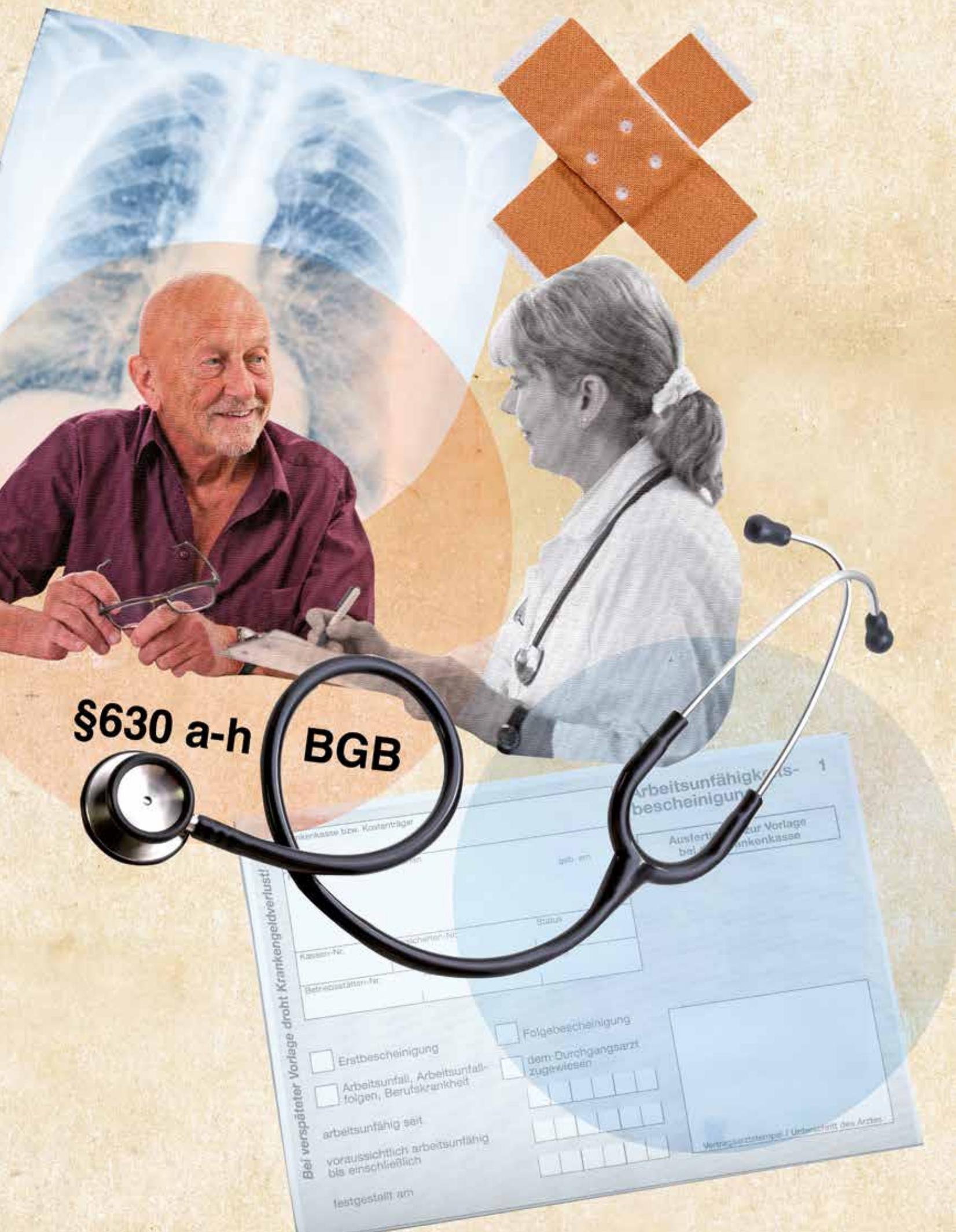
One of the greatest challenges for labour jurists is to address the interests of both the employee and employer. What goes too far for one is often not enough for the other.

"Labour and social law is like the hare and tortoise game where one player tries to create rules that the other players have

to try to dodge," says Preis. "This problem will never be completely solved." Nevertheless, this is an area of law that is more relevant for daily life than any other. Experts such as Preis are regularly consulted with regarding legal situations such as court decisions and the development of new laws.

Professor Preis has been director of the Institute for German and European Work and Social Law since 2002. The institute was established by Hans Carl Nipperdey, the first president of the federal labour court in Germany. Together with the Institut für Arbeits- und Wirtschaftsrecht (The Institute for Labour and Commercial Law), it has one of the most prolific research profiles in the Germany and takes a strong European approach to research.

In addition to a high volume of publications, the institute also plays a pivotal role in academic discourse and regularly organizes major events such as the Kölner Sozialrechtstag (Cologne Social Legislation Symposium). The University of Cologne has a long tradition of excellence in the area of labour law.



§630 a-h BGB

Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung 1

Ausfertigung für Vorlage bei Krankenkasse

Arbeiterkassen- oder Kostenträger

geb. am

Status

Fluss-Nr. / Versicherungs-Nr.

Betriebsstätten-Nr.

Erstbescheinigung

Folgebescheinigung

Arbeitsunfall, Arbeitsunfallfolgen, Berufskrankheit

dem Durchgangsarzt zugewiesen

Bei verspäteter Vorlage droht Krankengeldverlust!

arbeitsunfähig seit

voraussichtlich arbeitsunfähig bis einschließlich

festgestellt am

Vertragsarzttempel / Unterschrift des Arztes



Patientenrechte und Gesetzgebung

Brauchen wir ein Patientenrechtegesetz?

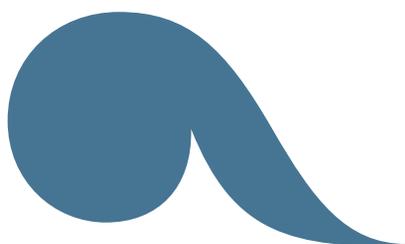
Patients' Rights and Legislation

Do we really need a patients' rights law in Germany?

Prof. Dr. Christian Katzenmeier / Janina Treude

Wer medizinischer Hilfe bedarf, wendet sich an einen Arzt, um von ihm eine Diagnose seiner Erkrankung und die erforderliche Therapie zu erhalten. Dieser an sich einfache Tatbestand wirft auf den zweiten Blick viele Fragen auf. Welche Rechte stehen dem Patienten im Behandlungsablauf zu? Wie kann er über die Diagnose und Therapie mitentscheiden? Wie muss er über Risiken und Chancen informiert werden? Was geschieht, wenn die Behandlung nicht zum gewünschten Erfolg führt oder der Patient gar zu Schaden kommt? Und was, wenn die Kosten einer möglichen Behandlung nicht von der Krankenkasse übernommen werden?

Those requiring medical help go to the doctor to receive a diagnosis for their illness and treatment; on second glance, however, this essentially simple process raises many questions. What rights do patients being treated have? To what extent can s/he co-decide on his/her treatment and be informed about the risks and chances? What happens if the treatment does not turn out as expected or if the patient is harmed as a result of the treatment? And what happens if the cost of a possible treatment is not covered by the health insurance?



Das Verhältnis zwischen Arzt und Patient ist durchdrungen von einer Vielzahl juristischer Fragen und rechtlicher Regelungen. Der Arzt unterliegt dabei der Pflicht einer gewissenhaften Diagnose und Befunderhebung sowie einer ordnungsgemäßen Durchführung der Behandlung. Dazu gehören die Aufklärung des Patienten über Risiken und Chancen der Therapiemöglichkeiten, die ordentliche Dokumentation des Behandlungsverlaufs, die sichere Organisation von Praxis- und Klinikabläufen, der Schutz der Patientendaten, die Information über möglicherweise selbst zu finanzierende Behandlungs- und Diagnosemaßnahmen und vieles mehr.

All diese Rechte und Pflichten wurden über Jahrzehnte von der Rechtsprechung und der Rechtswissenschaft herausgebildet. Mangels spezieller Vorschriften sind sie auf Basis der allgemeinen Regeln des Bürgerlichen Gesetzbuchs kontinuierlich entwickelt worden. Sie sorgen in besonderem Maße für den Schutz des Patienten, waren jedoch in Deutschland bislang nicht in einem speziellen Gesetz geregelt. Nach jahrzehntelanger Diskussion hat sich der Gesetzgeber nun entschieden, die Rech-

te der Patienten in einem eigenen Gesetz festzulegen. Das neue Patientenrechtegesetz soll besonders die Information, Aufklärung und Einwilligung regeln, mehr Transparenz und Rechtssicherheit hinsichtlich der bestehenden Rechte schaffen sowie eine bessere Rechtsdurchsetzung und eine verbesserte Gesundheitsversorgung sicherstellen. Patienten sollen ihre Rechte möglichst selbst im Gesetz nachlesen können, so die Gesetzesbegründung.

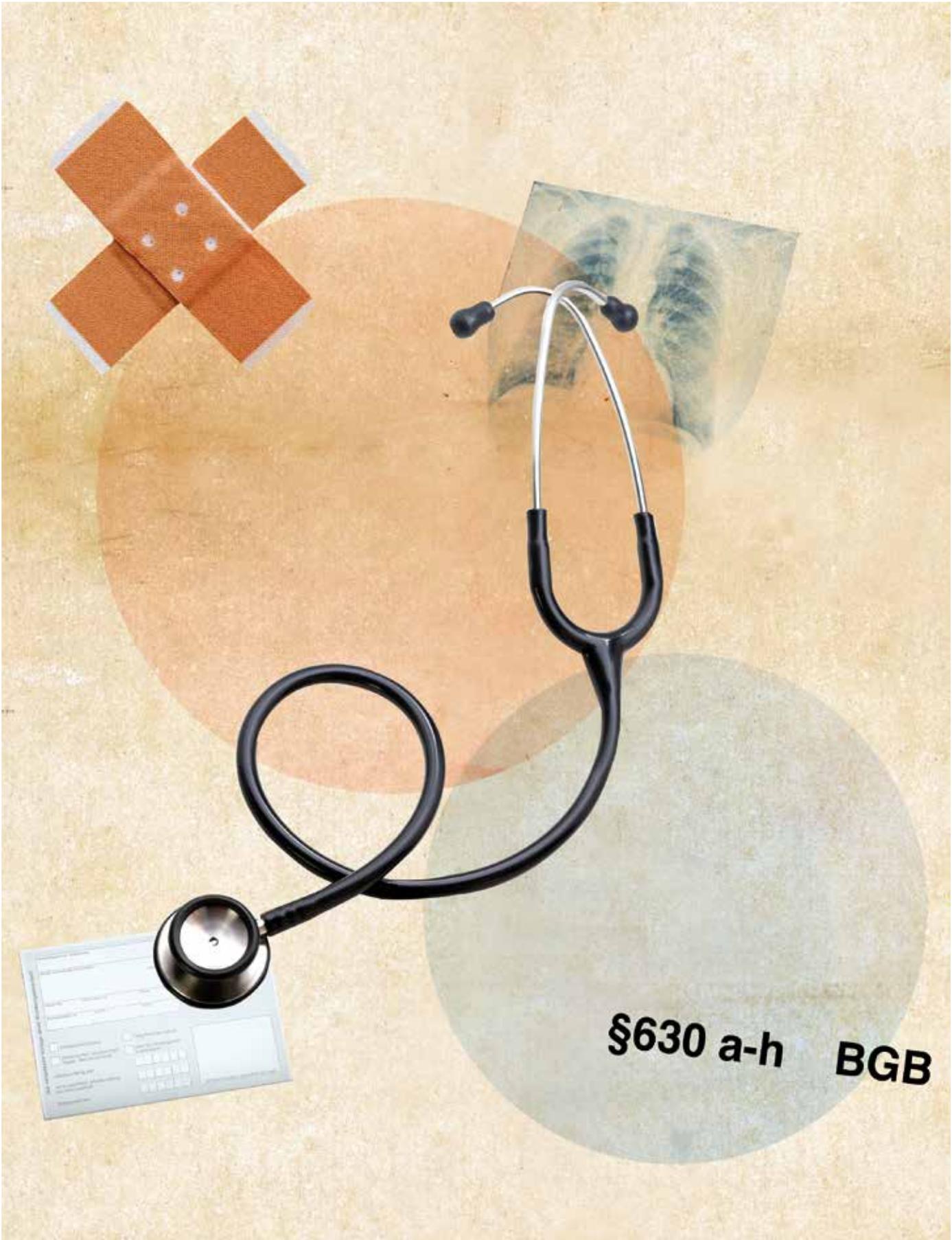
Recht auf Selbstbestimmung

Elementares Recht eines jeden Menschen ist das Selbstbestimmungsrecht. Dieses Recht steht auch dem Kranken zu. Jeder ärztliche Eingriff bedarf daher der Einwilligung des Patienten. Das betrifft Heileingriffe wie auch diagnostische und präventive Maßnahmen. Eine sinnvolle Entscheidung kann der Patient aber nur dann treffen, wenn der Arzt ihn angemessen über die verschiedenen Behandlungsoptionen und deren jeweilige Risiken und Chancen aufgeklärt hat. Oberster Zweck der ärztlichen Aufklärungspflicht ist es, dem Patienten eine sinnvolle Wahrneh-

mung seines Selbstbestimmungsrechts zu ermöglichen.

Das Erfordernis der Einwilligung ist in den von der Verfassung garantierten Grundrechten normativ verwurzelt. Sie verpflichten zur Achtung und zum Schutz der Würde des Menschen, seiner Freiheit sowie seines Rechts auf Leben und körperliche Unversehrtheit. „Der benevolente Paternalismus, der das Verhältnis des Patienten zum Arzt als Herrn über das Behandlungsverfahren mit dem einzigen Ziel der Heilung des Patienten jahrhundertlang geprägt hat, war in der aufgeklärten Gesellschaft, in der die Autonomie des Individuums in den Vordergrund trat, nicht länger zu billigen“, betont Professor Christian Katzenmeier, Geschäftsführender Direktor des Instituts für Medizinrecht der Universität zu Köln.

Das Recht hat diesen Wandel umgesetzt und seither stetig konkretisiert und gefestigt. „Ausgangspunkt ist die berühmte Entscheidung des Reichsgerichts, die den ärztlichen Heileingriff erstmalig als tatbestandsmäßige Körperverletzung qualifizierte. Von da an war die ärztliche ‚Heilgewalt‘ streng an die Einwilligung des



Patienten geknüpft. Vom Reichsgericht noch als vertragliche oder quasivertragliche Beratungspflicht verstanden, erkannte der Bundesgerichtshof die Aufklärung des Patienten endgültig als eine vertragsunabhängige ärztliche Berufspflicht an.“

Katzenmeier ist Experte auf dem Gebiet des Medizinrechts und hat zum Thema Patientenautonomie und Patientenrechte zahlreiche Publikationen verfasst. „Patientenautonomie ist ein hohes Gut. Das Selbstbestimmungsrecht des Patienten wird durch die Pflicht des Arztes zur Aufklärung gewährleistet. Diese hat in ihren unterschiedlichen Facetten durch die Spruchpraxis der Gerichte in den letzten Jahrzehnten eine enorme Aufwertung erfahren“, sagt Katzenmeier. „Die Rechtsprechung ist hoch entwickelt und sehr ausdifferenziert. Manche Entscheidungen haben jedoch die Anforderungen an die behandelnden Ärzte überzogen, sodass eher eine Moderation denn eine weitere Verschärfung angezeigt ist.“

Leitbild: Mündiger Patient

Das neue Patientenrechtegesetz orientiert sich am „Leitbild des mündigen Patienten“ und rezipiert damit das bekannte Prinzip. Mit dem neuen Gesetz sollen dem Hilfesuchenden verlässliche Informationen zur Orientierung im Gesundheitswesen verschafft werden. Die Kenntnis der Rechte ist Voraussetzung dafür, dass Patienten eigenverantwortlich und selbstbestimmt

im Rahmen der ärztlichen Behandlung entscheiden können. Der Gesetzgeber wollte die bislang von der Rechtsprechung herausgebildeten Regelungen bündeln und hat einen neuen Vertragstyp in das Bürgerliche Gesetzbuch implementiert. Die Regelung des Behandlungsvertrages (§§ 630 a-h BGB) ist einer der wichtigsten Punkte des neuen Gesetzes. Die Regelungen erfassen dabei nicht nur die Tätigkeit von Ärzten, sondern auch die von Angehörigen anderer Heilberufe wie Hebammen, Psycho- und Physiotherapeuten und Heilpraktikern.

Das Patientenrechtegesetz soll aber nicht nur für mehr Transparenz und Rechtssicherheit sorgen, sondern auch die Rechtsdurchsetzung wie die Gesundheitsversorgung verbessern. So ist dessen zweites Anliegen, eine Fehlervermeidungskultur zu fördern. Risikomanagement- und Fehlermeldesysteme werden im Sinne einer effektiven Qualitätssicherung gestärkt und das Beschwerdemanagement in Krankenhäusern gefördert. Außerdem sollen Verfahrensrechte bei Behandlungsfehlern gestärkt, die Patientenberatung und -beteiligung ausgebaut und Rechte gegenüber Leistungsträgern, wie den Krankenkassen, erhöht werden.

Kontroverse Diskussion in Politik und Öffentlichkeit

Bis heute ist das Gesetz jedoch umstritten. Zwar enthält es wertvolle Maßgaben, um

die Patientenrechte gegenüber Kranken- und Pflegekassen zu stärken und eine Fehlervermeidungskultur zu fördern. Andere Regelungen werden aber durchaus kritisch gesehen. Beispielsweise seien mehrere Bestimmungen regelungstechnisch erstaunlich schlecht, erläutert Katzenmeier. So sei im Behandlungsvertragsrecht allein schon der Begriff der „medizinischen Behandlung“ nicht genauer definiert. Manches sei inhaltlich problematisch, so etwa die grundsätzliche Festlegung des Arztes auf die „allgemein anerkannten fachlichen Standards“.

Der Rechtswissenschaftler macht überdies darauf aufmerksam, dass Rechtsnormen nur eine begrenzte Steuerungsfunktion haben. Ein partnerschaftliches Gespräch zwischen Arzt und Patient können auch sie nicht erzwingen. Im Gegenteil: „Eine Überregulierung kann der Vertrauensbeziehung zwischen Arzt und Patient schaden“, warnt Katzenmeier. Darüber hinaus bestehe die Gefahr einer Defensivmedizin, bei welcher der Arzt darauf bedacht ist, sich vor der ständig drohenden Inanspruchnahme zu schützen. Aus Furcht vor einer überzogenen Haftung werden sinnlose diagnostische Maßnahmen ergriffen und manche vielversprechenden Therapiemöglichkeiten ausgelassen. „Das ärztliche Berufsethos wird dadurch deformiert. Rechtsregeln können die gewissenhafte Entscheidung des Arztes nicht ersetzen. Ziel des Gesetzes darf daher nicht die Maximierung von



Rechtspositionen der Patienten sein; es muss um eine Optimierung gehen. Patientenrechte lassen sich nicht gegen Arztinteressen ausspielen, vielmehr können sie sich nur durch die Ärzte entfalten“, betont Katzenmeier. Arzt und Patient müssen ihre Aufgaben ernst nehmen, nur so ist eine partnerschaftliche Beziehung möglich.

Anderen Kritikern geht das Patientenrechtegesetz nicht weit genug. So bringe es keine beachtenswerte Verbesserung, sondern fasse lediglich die geltende Rechtsprechung zusammen. Dies führe gerade nicht zur Erreichung der gesetzten Ziele, denn die zentralen Probleme würden nicht angegangen. Dies betreffe etwa die Regelung individueller Gesundheitsleistungen (IGeL), die Verbesserung der Sicherheit von Medizinprodukten und die Etablierung eines Härtefallfonds bei Behandlungsschäden, die sich nicht sicher auf ein ärztliches Fehlverhalten zurückführen lassen.

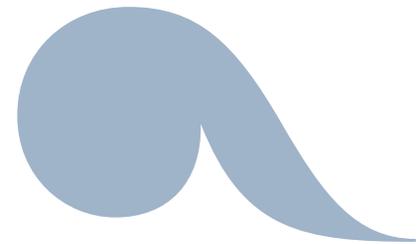
Die Bundesregierung verteidigt das Gesetz. Für IGeL habe man eine besondere Informationspflicht geschaffen. Bei Bewilligungsverfahren von Sozialversicherungsträgern habe man gesetzliche Entscheidungsfristen mit Sanktionsandrohung eingeführt, damit Versicherte zeitnah die ihnen zustehenden medizinischen Leistungen erhalten. Außerdem hätten diese bei Verdacht auf einen Behandlungsfehler nun einen Anspruch auf Unterstützung durch die Krankenversicherung bei der Verfolgung von Schadensersatzansprüchen, etwa durch die Erstellung eines Gut-

achtens des Medizinischen Dienstes der Krankenversicherung.

Bestehende Patientenrechte reichen aus

Auch ohne ein Spezialgesetz hatte Deutschland mit den bestehenden Patientenrechten eine Spitzenstellung innerhalb der Europäischen Union inne. Katzenmeier betont: „Die von Kritikern des Patientenrechtegesetzes erhobenen weitergehenden Forderungen verkennen die Gefahr negativer Rückwirkungen auf das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient. Darüber hinaus muss klargestellt werden, dass sich ein Gesetz nicht als Maßnahme eignet, um einer Verkürzung von Patientenrechten infolge der Rationierung medizinischer Leistungen im Gesundheitssystem zu begegnen.“ Rationierung wird von der Politik stets geleugnet, faktisch findet sie im Behandlungsalltag von Kliniken und Arztpraxen aber längst statt. Vor dem Hintergrund weiterer wirtschaftlicher Beschränkungen kann die Sicherstellung der standardgemäßen Versorgung nicht mehr allein Aufgabe der Leistungserbringer sein, sondern bedeutet immer mehr eine Herausforderung an die Entscheidungsträger im Gesundheitswesen und der Gesundheitspolitik. Der Gesetzgeber ist aufgerufen, gesetzliche Vorgaben für die gerechte Verteilung der knappen Ressourcen im Gesundheitswesen zu treffen, um Rechtssicherheit und Rechtsklarheit

gerade auch im Interesse der Patienten zu gewährleisten.



There are many legal questions and rules relating to the doctor-patient relationship. The doctor is obliged to provide patients with precise diagnoses, an assessment of the findings as well as proper treatment. In addition, the risks and prospects of different treatments should be explained to the patients; proper documentation on the course of treatment provided; proper organization of practice and clinical processes; protection of patient information; information about treatment that has to be paid for by the patients themselves etc.

All of these rights and obligations have been introduced over decades of legal practice. Due to a lack of specific regulations, rules are continually being developed and refined based on the German Civil Code. However, for a long time, a high level of protection was not regulated by specific laws. After decades of discussion, legislators have now decided to spe-

cifically codify the rights of patients. The new patients' rights law has been put in place to: regulate information, education and consent; create more transparency and legal security regarding the existing rights and secure better law enforcement and improved health care provision. Patients should be able to read about their rights in the law book.

The right to self-determination

Self-determination is a basic right of every person including those who are not well. Every medical procedure therefore requires the consent of the patient. This applies to curative treatment as well as diagnostic and preventative measures.

A reasonable decision can only be made by the patient if the doctor has informed him/her of the various treatment possibilities and the risks and prospects thereof. The highest purpose of the medical duty of disclosure is to enable the patient to have a reasonable perception of his/her right to self-determination. The requirement of consent is normatively ingrained in the basic rights guaranteed by the law. It requires that the dignity, freedom, right to life and bodily integrity of a person is protected. "The benevolent paternalism, which formed the relationship of the patient with the doctor as the master of the treatment process with the sole objective of healing the patient for centuries that existed in the enlightened society where the autonomy of the individual was the focus, is no longer possible," emphasizes Christian Katzenmeier, director of the Institut für Medizinrecht (Institute for Medical Law) of the University of Cologne.

The new law is responsible for this change and has continually substantiated and consolidated it since it was introduced. "This began with the famous decision of the Reichsgericht (German Imperial Court of Justice) that qualified medical treatment as an illicit assault. Since then, the medical 'power to heal' has been closely linked to the consent of the patient. Understood by the Reichsgericht as a contractual or quasi-contractual obligation to advise patients, the German Federal Court of Justice ultimately

recognizes the informing of patients as a contract." Katzenmeier is an expert in the area of medical law and has written many publications on the subject of patient autonomy and rights. "Patient autonomy is a high commodity. The patient's right to self-determination is guaranteed by the doctor's obligation to inform the patient. This in its different facets has been thoroughly reassessed due to the various rulings over the last decades," says Katzenmeier. "Legal practice is highly developed and very refined. Many decisions have meant, however, that the demands on the attending doctors are too high with the result that moderation would actually be better than a further increase (in duties)."

The concept of an informed and self-determined patient

The new patients' rights law was formed according to the "concept of an informed and self-determined patient" and adapted therewith the known principle. With it, those seeking help should be provided with reliable information on orientation within the health care system. Knowledge of the law is a prerequisite for patients being able to make their own decisions in a self-determined manner within the framework of medical treatment.

For a long time, legislators have wanted to bundle rules that have resulted from the various rulings and introduce a new type of contract into the German Civil Code. The ruling of the *Behandlungsvertrag* (§§ 630 a-h BGB) (the contract governing medical treatment) is one of the most important points of the new laws. This ruling applies not only to the activities of doctors, but also to other health care practitioners such as midwives, psychotherapists and physiotherapists as well as alternative practitioners. The Patients' Rights Law should not only ensure that there is more transparency and legal security, but also improve law enforcement as well as health care. In this way, its second objective is to promote a culture where mistakes are avoided. Risk management and risk detection systems are to be strengthened through effective quality management while complaint management in hospitals

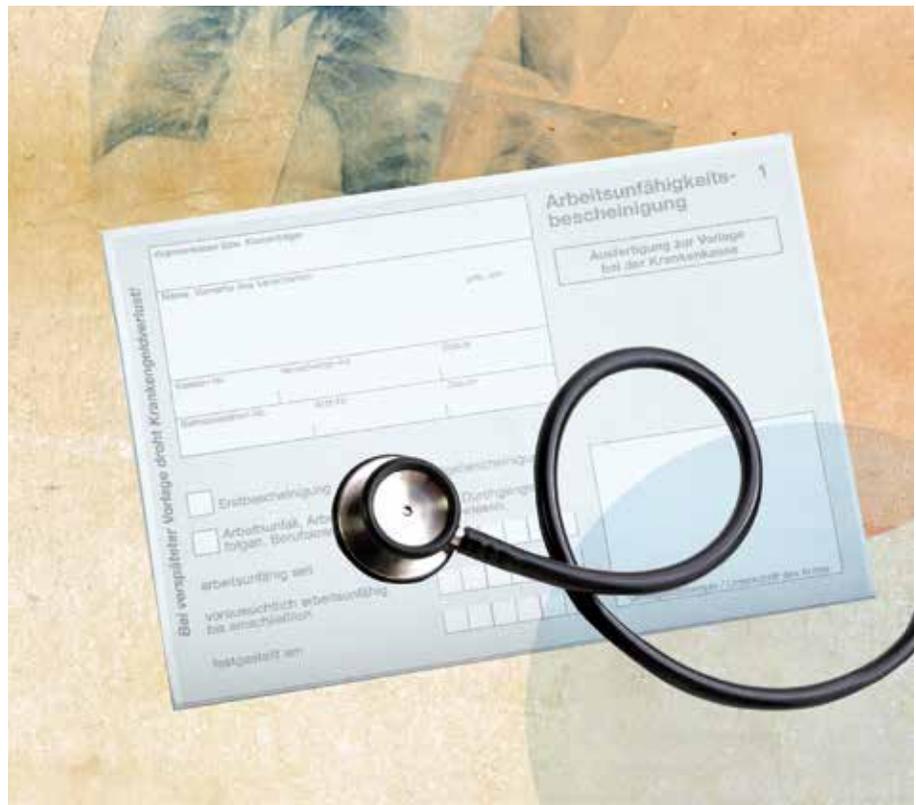
will be promoted. In addition to this, process rights in cases of malpractice should also be strengthened, patient consultation and participation developed and the rights vis-à-vis service providers, such as health insurance funds, increased.

Controversial political and public discussions

The law is still disputed. It includes many stipulations to strengthen patients' rights vis-à-vis health and care insurers and to promote a system where mistakes can be avoided. Other regulations are also considered more critically. For example, many stipulations are astoundingly bad from a technical viewpoint, explains Katzenmeier. In German treatment contract law, the term "medical treatment" has not, for example, been exactly defined. In addition, much is problematic with regard to content and the doctors' fundamental definition of "generally recognized medical standards", for example, poses problems. Jurists have drawn attention to the fact that legal norms have a limited regulation function only. A cooperative conversation between the doctor and patient cannot be forced.

On the contrary: "Over-regulation can damage the relationship between the doctor and patient," warns Katzenmeier. Furthermore, there is also the danger of a so-called defensive medicine where doctors have to be careful to protect themselves from the permanent threat of claims. Due to the fear of excessive liability, pointless diagnostic measures are resorted to and many treatment possibilities not implemented. "Medical professional ethics will be deformed by this. Legal rules cannot replace the conscientious decision of a doctor. The objective of this law therefore cannot be the maximisation of the legal position of the patient; it has to be about an optimization. Patients' rights cannot be played off against doctors' interests, instead they can only be developed by the doctor," emphasizes Katzenmeier. The doctor and the patient have to take their functions seriously; it is only in this manner that a cooperative relationship is possible.

The patients' rights law is not enough



for other critics. In this way, there will be no noteworthy improvement; instead it will only serve to merge present legal case-law. This will then not result in achieving the set objective because the central problems are not being addressed. This applies to the monitoring system of the rulings on individual health care services in German (IGel-Monitor Individuelle Gesundheitsleistungen), the improvement of the security of medical products and the establishment of a fund for treatment damages that cannot with certainty be attributed to medical malpractice.

The German government is defending the law. The obligation to provide information has been especially encouraged by the introduction of the IGel monitor. For the approval processes of German social services, legal time frames have been introduced so that insured parties are provided with the medical services they require within a reasonable period of time. What is more, insured parties have a right to support from their health insur-

ance companies in cases of malpractice, for example, through the provision of expert opinions on the medical services of the health insurers.

Existing patients' rights are not enough

Even without a special law, Germany holds a top position within the European Union with its existing patients' rights emphasizes Katzenmeier: "The demands raised by the critics of the patients' rights law misjudge the danger of the negative effects on the relationship of trust between the patient and doctor. In addition to this, it has to be clarified whether a law qualifies as a measure to deal with a reduction of patient rights as a result of the scaling down of medical services in the health-care system." The idea of a scaling down was denied by politicians for a long time, however, in reality it has been taking place in clinics and doctors' practices for a long time now. Against the backdrop of further

economic restrictions, the safeguarding of standard care cannot be the responsibility of service providers only, instead it means that there will be even more challenges for decision makers in the areas of health care services and health policies. Legislators must be called upon to meet the legal targets for a fair distribution of the scarce resources in the health care systems in order to guarantee legal certainty and legal clarity especially in the interest of the patient concludes Katzenmeier.





Krieg und Frieden

Das Vermächtnis von Nürnberg

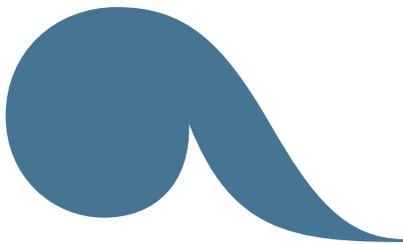
War and Peace

The Legacy of Nuremberg

Sebastian Grote

Mehr als hundert Staaten haben auf einer Konferenz in Uganda das Führen eines Angriffskriegs zu einem Verbrechen erklärt. Vorausgegangen waren eine dramatische Debatte und zähe Verhandlungen. Der Kölner Juraprofessor Claus Kreß war Mitglied der deutschen Regierungsdelegation in Kampala.

More than one hundred states have declared wars of aggression to be crimes at a conference in Uganda. Leading up to this, there was a dramatic debate and tough negotiations. The Cologne Professor of Law Claus Kreß was a member of the German governmental delegation to Kampala.



Eine Katastrophe wie den Zweiten Weltkrieg sollte es nie wieder geben. Darüber waren sich die Alliierten 1945 einig. In den Nürnberger Prozessen bezeichneten die Richter das Führen eines Angriffskriegs als schwerstes internationales Verbrechen und verurteilten verantwortliche Personen. Doch der Prozess richtete sich nur gegen eine Seite. Schnell kam der Vorwurf einer Siegerjustiz auf. Der amerikanische Chefankläger Robert Jackson betonte daher, dass der Nürnberger Präzedenzfall gegen den Angriffskrieg zukünftig für alle Nationen gelten solle. Das war allerdings ein Vorsatz, der viele Jahrzehnte lang unerfüllt blieb.

Erst 2010 kam es zu einem Durchbruch: In der ugandischen Hauptstadt Kampala einigten sich mehr als hundert Staaten auf einen rechtlichen Rahmen für das Verbrechen der Aggression. Für das Führen eines Angriffskrieges sollen in Zukunft Individuen persönlich vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag zur Verantwortung gezogen werden. Damit sandten die Vertragsstaaten dieses Gerichtshofs ein

deutliches Signal in die Welt. Das Ergebnis von Kampala dürfte auch für diejenigen Staaten von Bedeutung sein, die den Internationalen Strafgerichtshof nicht anerkennen.

Zwischen Wissenschaft und Diplomatie

Der Kölner Straf- und Völkerrechtler Claus Kreß war Mitglied der deutschen Regierungsdelegation in Kampala. In den zähen Verhandlungen musste er Wissenschaft und Diplomatie geschickt miteinander verbinden. Heute wirkt er erleichtert: „Bei Kampala ging es um eine fast hundertjährige internationale Debatte und um das Vermächtnis von Nürnberg. Ich bin sehr glücklich darüber, dass das Fenster der Möglichkeit zu einem Durchbruch genutzt worden ist, und das sogar im Konsens.“

Mit seinen beiden Forschungsschwerpunkten, dem Internationalen Strafrecht und dem Völkerrecht der Friedenssicherung, verknüpft Kreß an der Universität zu Köln zwei Fächer, die in der deutschen Wissenschaftslandschaft sehr selten miteinander verbunden sind. Diese Kombination konnte er bei der wissenschaftlichen Beratung der Bundesregierung vor und in Kampala fruchtbar machen. Seitdem das Völkerstrafrecht in den 1990er Jahren eine Renaissance erlebte, ist er einer der profiliertesten Spezialisten auf dem Gebiet. Der renommierte Rechtswissenschaftler

hat zudem vier Jahre im Bundesministerium für Justiz gearbeitet und so schon als Ministerialbeamter an der Gründung des Internationalen Strafgerichtshofs mitgewirkt. Inzwischen ist er seit 14 Jahren für Deutschland bei den internationalen Konferenzen zum Völkerstrafrecht mit von der Partie und hat dabei so manche spannende Verhandlungsnacht erlebt.

Von Rom nach Kampala

Kreß bezeichnet den Ablauf in Kampala als ähnlich dramatisch wie jene Völkerrechtskonferenz mit fast revolutionären Folgen, die 1998 in Rom stattfand. Damals einigten sich 121 Staaten im Vertragswege auf die Gründung des Internationalen Strafgerichtshofs, bei dem es sich um das erste ständige internationale Strafgericht der Rechtsgeschichte handelt. Vorangegangen war die Gründung spezieller internationaler Straftribunale durch den Weltsicherheitsrat, um die in Jugoslawien seit 1992 und in Ruanda 1994 begangenen schweren Verbrechen zu ahnden. Die Zuständigkeit des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag umfasst die wenigen nach Völkerrecht strafbaren Verbrechen, also Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Kriegsverbrechen und eben auch das Verbrechen der Aggression. Auf eine Definition dieser Völkerstraftat konnten sich die Staaten jedoch in Rom nicht einigen.

Zu groß schien vielen Nationen offenbar immer noch die Gefahr, dass eines Tages ihr eigenes Staatsoberhaupt in Den Haag angeklagt und verurteilt werden könne. Doch ein Teil der Staaten, darunter auch Deutschland, blieb hartnäckig und bekam am Ende dank eines geschickten diplomatischen Zugs einen entscheidenden Fuß in die Tür: Das Thema des Aggressionsverbrechens wurde nicht still begraben. Vielmehr fand ein Passus Eingang in das in der letzten Sekunde geschnürte Kompromisspaket, der die Vertragsstaaten in die Pflicht nahm, bei nächster Gelegenheit zu definieren, was unter dem Verbrechen der Aggression genau zu verstehen sei.

Die Hürden von Kampala

Man könnte annehmen, dieses Verbrechen sei leicht zu definieren. Immerhin ist das Verbot der Anwendung bewaffneter Gewalt seit 1945 in der UN-Charta festgeschrieben. Im Kern geht es bei der Straftat der Aggression um die Beteiligung eines Staatsführers an der Verletzung dieses Verbots. Doch was ist mit kleineren Grenzscharmützeln, die in mehreren Regionen der Welt leider immer noch nicht selten sind, aber nicht zwangsläufig zu Verletzten oder gar Toten führen? Und was ist mit humanitär motivierten Gewalteinsätzen wie etwa 1999 im Kosovo, über deren Vereinbarkeit mit dem Völkerrecht unter Experten heftig gestrit-

ten wird? Die Vertragsstaaten einigten sich darauf, den Gerichtshof weder mit vergleichsweise geringfügigen noch mit rechtlich ernsthaft umstrittenen Fällen zu belasten, um die noch so junge internationale Strafgerichtsbarkeit nicht zu überfordern. Der größte und bis zuletzt fast unüberwindlich erscheinende Streitpunkt

dessen wegen des Vetorechts dieser fünf Staaten als unvereinbar mit dem Grundprinzip der Gleichheit vor dem Gesetz. Die Augen richteten sich deshalb vor allem auf die beiden Mitglieder des Sicherheitsrats, die in Kampala als Vertragsstaaten zur Abstimmung berechtigt waren: Großbritannien und Frankreich.



war die Rolle des UN-Sicherheitsrats. Die fünf ständigen Mitglieder beharrten darauf, dass der Gerichtshof beim Verdacht auf ein Aggressionsverbrechen nur mit Zustimmung des Sicherheitsrats tätig werden dürfe. Die überwältigende Mehrheit der Staaten empfand diese Forderung in-

Kein einfacher Kompromiss

Am Ende gaben diese beiden Staaten nach. Doch der zu entrichtende „Preis“ war hoch. Zum einen bleibt das Führungspersonal von Staaten, die dem Gründungsvertrag über den Gerichtshof



nicht zugestimmt haben, außerhalb von dessen Zuständigkeit, wenn nicht der Sicherheitsrat etwas anderes beschließt. Und darüber hinaus können selbst Vertragsstaaten des Internationalen Strafgerichtshofs erklären, bezüglich des Verbrechens der Aggression nicht unter dessen Zuständigkeit fallen zu wollen. Auch in einem solchen Fall kann nur der Sicherheitsrat die fehlende Zustimmung des jeweiligen Aggressorstaates überwinden. Dieser Kompromiss ist bescheiden und bietet Kritikern viele Angriffsflächen, für Kreß ist er aber das Äußerste, was in Kampala zu erreichen war: „Es mag sein, dass es eine Reihe von ‚opt-out‘-Erklärungen geben wird“, räumt der Völkerrechtler ein. „Die psychologische Schwelle ist allerdings hoch. Denn weltweit und insbesondere in den Parlamenten demokratischer Staaten wird die unbequeme Frage gestellt werden, warum sich die betreffende Regierung der Gerichtsbarkeit über einen

eng definierten Tatbestand der Aggression entziehen möchte.“

Nicht ohne die USA

Für den Erfolg von Kampala galt es auch eine Konfrontation zwischen den Vertragsstaaten und den USA zu vermeiden. Die Delegation der USA war nach einer langen Phase der Politik des leeren Stuhls kurz vor Kampala an den Verhandlungstisch zurückgekehrt und äußerte sogleich erhebliche Bedenken hinsichtlich des bereits erzielten Zwischenstands. Das löste bei einem großen Teil der Delegierten natürlich negative Reaktionen aus. Viele sprachen sich dafür aus, den Amerikanern eine klare Absage zu erteilen. Rein formell betrachtet wäre das möglich gewesen. Denn die USA waren als Nichtvertragsstaat nicht abstimmungsberechtigt. Doch wäre „ein frontaler Zusammenstoß bei einem Thema wie Krieg und Frieden, das

die Weltmacht USA so fundamental betrifft, sehr problematisch gewesen“. Und so schlug Kreß zufolge in diesem Moment „die Stunde der Diplomatie“. Tatsächlich ließ sich auch an dieser Stelle am Ende noch ein Ausweg aus der festgefahrenen Situation finden. Die Delegationen einigten sich auf eine Reihe von subtilen Auslegungserklärungen, die wichtige Anliegen der Amerikaner aufgriffen, ohne den bereits gefundenen Kompromiss im Kern anzutasten.

Den Kriegen des 21. Jahrhunderts gerecht?

Im Vertrag von Kampala sind verschiedene Erscheinungsformen von Gewalt aufgelistet, die zu einer Anklage wegen eines Aggressionsverbrechens führen können. Darunter fallen beispielsweise Bombardierungen, Bodeninvasionen und Hafensperren. Aber sind das wirklich die

Kriege der Zukunft? Im Sommer 2010 sorgte der Computerwurm Stuxnet für Aufruhr. Die Cyberattacke richtete sich gegen das iranische Atomprogramm. Wer hinter diesem Angriff steckt, ist bis heute offiziell nicht geklärt, auch wenn alles auf eine Urheberschaft der USA und Israels hindeutet. Spätestens seit diesem Vorfall kann die Staatengemeinschaft nicht mehr die Augen vor der Gefahr eines Cyberkrieges verschließen. Das wirft dann auch die Frage auf, ob die Liste der im Kampalavertrag vermerkten Gewaltakte abschließend ist oder nicht. Die Diskussion über „cyberwarfare“ gewinnt deshalb im Völkerrecht gerade deutlich an Fahrt, und die entsprechenden Fragen gehören zu denen, über die sich der Völkerrechtsprofessor Kreß an dem von ihm im letzten Jahr gegründeten Institute for International Peace and Security Law den Kopf zerbricht. Des Weiteren sind im 21. Jahrhundert Terroranschläge für viele Staaten eine wahrscheinlichere Bedrohung als ein Angriffskrieg. Doch terroristische Netzwerke wie al-Qaida sind von dem Tatbestand des Aggressionsverbrechens nicht erfasst, solange sie nicht

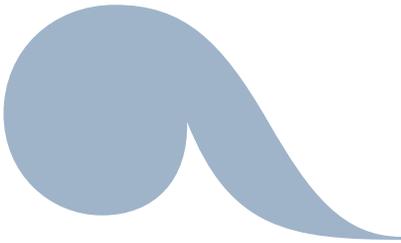
im Auftrag eines Staates handeln. Allerdings gibt es bei der Verfolgung von Terroristen international ohnehin weitgehend einen Konsens. Ein Strafgericht, das sich über die Staaten stellt, ist in solchen Fällen vielleicht gar nicht notwendig. Kreß sieht diese Lücke deshalb relativ gelassen: „An einem Willen vieler Länder, Terroristen zu verurteilen, mangelt es in der Regel nicht.“

Ein kleines Wunder erreicht

Auch wenn noch viele Fragen zum Verbrechen der Aggression offen sind, machte die Staatengemeinschaft mit den Beschlüssen von Kampala einen großen Schritt nach vorne. Bis 2017 haben die Vertragsstaaten und auch der Gerichtshof selbst Zeit, sich auf die Änderungen vorzubereiten, dann kommt es zu einer weiteren und abschließenden Abstimmung über den Vertragstext. Mindestens 30 Länder müssen ihn bis dahin ratifiziert haben. Diese Zahl mag sich zunächst gering anfühlen, doch ein Selbstläufer ist das bei diesem hochsensiblen Thema nicht. Deshalb wird noch viel Überzeugungsarbeit

zu leisten sein. Mehrere Staaten haben die in Kampala beschlossenen Änderungen bereits ratifiziert, darunter auch Deutschland. Eine Reihe anderer Staaten sind auf gutem Wege dahin. Bei der einen oder anderen Frage zum Verbrechen der Aggression werden sich die Staaten auch in Zukunft nicht einigen können.

Doch der Vertragstext von Kampala wird nach der Überzeugung des Kölner Juristen unverändert bleiben. „In Kampala ist ein kleines Wunder erreicht worden“, resümiert Kreß, „aber es ist ein so zerbrechlicher Kompromiss, dass ein Nachverhandeln an der einen oder anderen Stelle unvorstellbar ist“.



A catastrophe such as World War II should never have happened. The Allies agreed on this in 1945. At the Nuremberg process, the judges referred to wars of aggression as serious international crimes and sentenced the persons directly responsible. However, the process was only directed at one side and accusations of victor's justice were quick to be made. The American chief prosecutor Robert Jackson therefore emphasized that the

Nuremberg precedent against wars of aggression should thereafter hold for all nations. That was, however, a resolution that remained unrealized for many decades. It was not until 2010 that there was a breakthrough: in the Ugandan capital Kampala, more than one hundred states agreed on a legal framework for crimes of aggression. In the future, individuals who wage war are to be held accountable and tried at the International Crimi-

nal Tribunal in The Hague. By doing this, the contractual states of this court are sending a clear signal to the world. The results from Kampala are also significant for those states that do not recognise the international criminal tribunal.

Between academia and diplomacy

The Cologne criminal law and international law expert Claus Kreß was a mem-

ber of the German governmental delegation to Kampala. During the tough negotiations, he had to combine academics and diplomacy effectively. Today, he seems relieved: "In Kampala, it was about an international debate that is almost one hundred years old as well as the legacy of Nuremberg. I am very happy that this window of opportunity was used as a breakthrough and that a general consensus was reached." With his two research foci, international criminal law and international law and peacekeeping, Kreß links two themes that are seldom combined in the German research landscape. He was able to use this combination to advise the German government before and during the congress in Kampala.

After international criminal law experienced a renaissance in the 1990s, he became one of the most distinguished specialists in this area. The renowned jurist has also worked for four years at the German Federal Ministry of Justice and thereby contributed as a ministry representative to the establishment of the International Criminal Tribunal. He has regularly represented Germany over the last 14 years at international conferences and been involved in many fascinating nights of negotiations.

From Rome to Kampala

Kreß describes the process in Kampala as similarly dramatic to that of the international criminal law conference that took place in Rome in 1998. Back then, 121 states contractually agreed to establish the International Criminal Tribunal which became the first permanent international

criminal tribunal in the history of law. Prior to this, a special international criminal tribunal had been established by the Security Council to penalise grave crimes committed in the former Yugoslavia after 1992 and in Rwanda in 1994. The jurisdiction of the International Criminal Tribunal in The Hague applies to the few crimes that are punishable by international law such as genocide, crimes against humanity, war crimes and also crimes of aggression. States were not, however, able to agree on this definition of international crimes in Rome. For many states, it seems there was still too much danger that their own head of state could one day be tried and sentenced in The Hague. However, some of the states, including Germany, persevered thanks to the astute diplomatic efforts of the participants and got a foot in the door. The subject of crimes of aggression was not to be quietly buried.

Much more, in the last moment, they adopted a compromise packet according to which the member states pledged the defining of crimes of aggression as their responsibility.

The hurdles in Kampala

One would assume that these kinds of crimes would be easy to define. At the end of the day, according to the UN Charter, the use of armed violence has been forbidden since 1945; essentially, crimes of aggression involve a state head participating in an infringement upon this prohibition. However, what is the situation with border skirmishes, which are unfortunately still common, but do not necessarily end in injury or death? And what is the situation in



the case of humanitarian motivated uses of force such as in 1999 in Kosovo which has been highly disputed by experts of international law ever since? The member states agreed that the International Court of Justice should not have to deal with comparatively minor or legally disputed cases so that it is not overburdened given that it is still in its formative state.

The biggest and seemingly almost insurmountable issue was the role of the UN Security Council. The five permanent members insisted that if there is suspicion of a crime of aggression the international court of law can only act with the approval of the Security Council. The vast majority of the states felt this demand was reconcilable with the basic principal of equality, *inter alia*, due to the right of veto. All eyes turned therefore to the two members of the Security Council who were entitled as member states to vote in Kampala: Great Britain and France.

No simple compromise

In the end, both of these states conceded. However, the "price" to pay was high. On the one hand, those states who have not signed the contract for the formation of

the International Court of Justice remain outside of this jurisdiction, if the Security Council does not decide otherwise. And beyond this, the member states of the International Court of Justice can declare that they do not fall under this jurisdiction with reference to crimes of aggression. Furthermore, in this case, it is only the Security Council who can prevail over the missing agreement of the aggressor nations. This compromise is modest making it open to criticism; it is for Kreß, however, the most that could be achieved in Kampala: "It may be that there will be accusations of opting out," concedes the expert on international law. "The psychological barrier is, however, significant. This is because, worldwide, and especially in the parliaments of democratic states there was the tough question of why the governments concerned were outside the jurisdiction of the narrowly defined notion of aggression."

Not without the USA

For Kampala to succeed, it was important that it did not come to a confrontation between the member states and the USA. The US delegation came back to the negotiating table after a significant absence shortly before Kampala and expressed serious doubts about the preliminary results that had been achieved. This caused negative reactions from many of the delegates. Many argued that they should be excluded from talks.

This would have been possible from a formal point of view. This is because the USA as a non-member state is not entitled to vote. However, a "head-on colli-

sion in the case of a theme such as war and peace, where a world power such as America is concerned, would have been very problematic." And therefore, according to Kreß, diplomacy was necessary.

Effectively, they were also able to find a solution to this impasse. The delegations agreed on a number of subtle declarations, which dealt with the concerns of the Americans, without undermining the core of the compromises that had already been established.

Wars of the 21st century

Different forms of violence that can result in the charge of a crime of aggression were specified in the treaty of Kampala. These include, for example, bombing, invasion and blockades of ports. But is this really what wars will be like in the future? In the summer of 2010, computer worm Stuxnet caused quite a stir. These cyber attacks were directed at the Iranian nuclear programme. It has not yet been officially clarified who was behind these attacks even if everything points to America and Israel being responsible. This incident means that the international community can no longer ignore the danger of cyberwarfare. This brings up the question as to whether the list of acts of violence in the Kampala treaty is comprehensive enough.

The discussion about cyberwarfare is gaining momentum in international law and professor of law Kreß is examining questions thereon closely at the Institute for International Peace and Security Law, which he set up in 2011. Furthermore, in the 21st century, terror attacks are a more probable threat for many states

than wars of aggression. However, terrorist networks such as al-Qaida are not covered in the corpus delicti of crimes of aggression so long as they are not undertaken on behalf of a state although there is an international consensus on the prosecution of terrorists. A criminal tribunal whose jurisdiction covers all states is perhaps not necessary in these cases. Kreß is not particularly perturbed by these loopholes: "Most states do not lack the will to prosecute terrorists."

A small miracle

Even if there are still many unanswered questions regarding crimes of aggression, the resolutions from Kampala are major steps forward for the international community. The member states and the International Court of Justice have until 2017 to prepare for the changes after which there will be a further conclusive vote on the text of the treaty. At least 30 states must have ratified it by then. This number may not seem high, but this is not necessarily straight forward in the case of such a sensitive subject. There will therefore be a lot of convincing to be done. At the end of the day, three states have already ratified Kampala and Germany and many other states are well on the way to achieving this objective. The states may not agree on one or two areas regarding crimes of aggression in the future. In the view of the Cologne jurist, however, the text of the treaty from Kampala will not be altered. "In Kampala, a small miracle has been achieved," sums up Kreß, "but it is such a fragile compromise that follow-up renegotiation are unimaginable."



Justiz im Krieg

Ein interdisziplinäres Forscherteam untersucht das Wirken der rheinischen Justiz während des Zweiten Weltkriegs

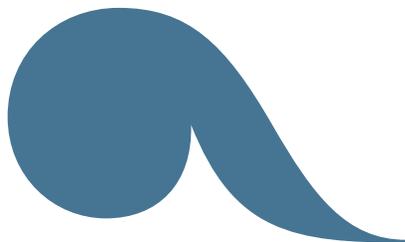
The Justice System during World War II

An interdisciplinary team of researchers is examining the work of the Justice System in the Rhineland area

Andrej Umansky

In der Nachkriegsforschung wurde das Thema „Justiz im Nationalsozialismus“ schon von mehreren Generationen von Juristen und Historikern untersucht, dennoch sind einzelne Teilbereiche kaum erforscht. Dazu gehört auch das Wirken der Justiz in den Kriegsjahren: Unter der Leitung des Kölner Rechtshistorikers Hans-Peter Haferkamp und der Historiker Margit Szöllösi-Janze (Ludwig-Maximilians-Universität München) und Hans-Peter Ullmann (Universität zu Köln) wurde daher 2004 ein interdisziplinärer Forschungsverbund gegründet, der die Justiz im Raum Köln-Bonn-Aachen während des Zweiten Weltkriegs näher erforscht.

Although the subject of justice during the period of National Socialism has been examined by several generations of lawyers and historians in post war research, there are still many areas that have not been examined in much detail. One such area is the work of the justice system during the War. For this reason, an interdisciplinary research project which is examining the subject of the justice systems of Cologne, Bonn and Aachen during World War II more closely has been set up under the supervision of Cologne law historian Hans-Peter Haferkamp, and historians Margit Szöllösi-Janze (LMU, Munich) and Hans-Peter Ullmann (University of Cologne).



„Eine der Besonderheiten des Forschungsverbundes ist die Zusammenarbeit der Justiz mit der Wissenschaft“, verdeutlicht Professor Haferkamp, Direktor des Instituts für Neuere Privatrechtsgeschichte, Deutsche und Rheinische Rechtsgeschichte der Universität zu Köln. Insbesondere die Kooperation von Historikern und Juristen könne sehr erfolgreich sein. „Während Rechtshistoriker die rechtliche und rechtspolitische Analyse durchführen, können Historiker den zeitgeschichtlichen Rahmen erklären.“

2004 entstand das erste Forschungsprojekt „Justiz im Krieg“, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Rhein-Energie-Stiftung, der Fritz Thyssen Stiftung, der Gerda Henkel Stiftung und der Rechtsanwaltskammer Köln gefördert wurde. „Wir haben uns bewusst für die Kriegsjahre als zeitlichen Rahmen entschieden“, erklärt Professor Haferkamp. „Das Projekt konnte an aktuelle Forschungen zum Zweiten Weltkrieg in den Geschichtswissenschaften anknüpfen und betrat zugleich für die Justizgeschichte völliges Neuland“. Ziel war, verschiedene Aspekte der Justiz im Oberlandesgerichtsbezirks Köln zwischen 1939 und 1945 in sieben Teilprojekten zu untersuchen.

Bei haftungsrechtlichen Verfahren großzügig im Sinne des Geschädigten

Haftungsrechtliche Verfahren vor dem Landgericht Bonn sind Thema eines der Teilprojekte. Mit ihnen beschäftigt sich der Rechtswissenschaftler Dominik A. Thompson. Alltägliche Unfälle waren Gegenstand

solcher Urteile, die auf den ersten Blick nicht außergewöhnlich scheinen. Dies ändert sich jedoch, wenn man sie im Kontext des Krieges und der gesellschaftlichen Lage betrachtet. Denn oft war die Handlung des Schädigers dem Staat zuzurechnen. Bei der Beurteilung waren die Bonner Richter oft großzügig im Sinne des Geschädigten. Von Interesse ist auch die Erklärung zur Steigerung der Schmerzensgeldsummen während der Kriegszeit. Das Oberlandesgericht Nürnberg sprach Mitte 1941 einem Betroffenen 50.000 Reichsmark zu, was in der zeitgenössischen Fachliteratur als Beispiel für einen inflationären Umgang kritisiert wurde. Während von der zeitgenössischen Rechtswissenschaft auf den Einfluss der Haftpflichtversicherung und die unterschiedliche Rechtsprechung zur Berechnung der Schmerzensgeldhöhe als potentielle Gründe verwiesen wurde, kommt Thompson zu einem anderen Schluss. Die Summensteigerung sei vor allem auf die verdeckte Inflation zurückzuführen. 1936 wurden die Warenpreise eingefroren und der tatsächliche Warenwert lag damit viel höher. Das Schmerzensgeld war als abstrakter Wert daran aber nicht gebunden und konnte so die Lücke zwischen nominellem und realem Wert verringern.

Der Scheidungstatbestand der „Zerrüttung“ wurde im katholischen Köln zunächst boykottiert

Jonas Küssner untersucht familienrechtliche Entscheidungen des Landgerichts Köln zwischen 1933 und 1945. Eine Norm, die die traditionell konservativen Richter des katholischen Kölns boykottierten, war der 1938 eingeführte Scheidungstatbestand der Zerrüttung. Danach konnte eine Ehe geschieden werden, wenn die Eheleute seit mindestens drei Jahren dauerhaft getrennt lebten. Dieser liberale und schon zur Weimarer Zeit viel diskutierte Tatbestand wurde vom NS-Staat eingeführt, um neue Ehen und damit mehr Nachwuchs im Sinne der neuen Bevölkerungspolitik zu ermöglichen.

Küssner ermittelte, dass das Landgericht Köln diese Norm nur in jedem zehnten Scheidungsverfahren anwendete und damit die Scheidungsquote auch nach 1938 gleich blieb. Insbesondere verhinderten

die Kölner Richter Scheidungen von Ehen ehefeindlich eingestellter Ehemänner und Ehefrauen, die sich keine Eheverfehlung zuschulden kommen ließen. Möglich war das durch die uneinheitliche und einzelfallbezogene Rechtsprechung des Reichsgerichts, die den anderen Gerichten einen weiten Spielraum bot. Es waren jedoch die einzigen eherechtlichen Vorschriften, die vom Landgericht unterlaufen wurden. Bei sonstigen Scheidungsverfahren, die etwa aufgrund von politischen, Erbkrankheits- oder Rassefragen entschieden werden mussten, urteilten die Richter aus der Domstadt nicht anders als ihre Kollegen.

Der Klingelpütz während der NS-Zeit

Ein weiterer untersuchter Bereich ist die Entwicklung des Vollzugsalltags in der Straf- und Untersuchungshaftanstalt Köln-Klingelpütz zur NS-Zeit. Wie in allen Bereichen der Justiz sollte auch beim Strafvollzug das Personal schnellstmöglich durch zuverlässige „Elemente“ ersetzt werden, um damit eine politisch konforme Leitung zu ermöglichen. Dies wurde in Köln trotz Beschwerden seitens der Generalstaatsanwaltschaft erst Anfang der vierziger Jahre durchgeführt. Größere Gefahr ging für die Haftinsassen von der Verschlechterung äußerer Bedingungen, wie der Bombardierung der Stadt und der immer knapper werdenden Lebensmittelversorgung aus, erklärt der Autor der Untersuchung, Stefan Thiesen. Die letzten beiden Kriegsjahre, als die Justizverwaltung die Anstalt verlassen musste und letztere von der Gestapo genutzt wurde, waren von Terror und Gewalt geprägt. Fast täglich wurden hunderte Menschen misshandelt und hingerichtet. Der Klingelpütz wurde für die Kölner Nachkriegsgesellschaft zum Synonym des NS-Terrors. Die genauen Opferzahlen sind mangels zeitgenössischer Dokumente jedoch nicht bekannt.

Verstöße gegen die Arbeitsdisziplin an der NS-Arbeiterfront

Wie Vergehen gegen die Arbeitsdisziplin an der NS-„Arbeitsfront“ strafrechtlich verfolgt wurden, zeigt die Arbeit von Michael Löffelsender. Allein 1942 wurden



reichsweit etwa 15.000 Frauen, Männer und Jugendliche wegen eines Verstoßes gegen die Arbeitsdisziplin von Strafgerichten verurteilt. Hierdurch sollte der Schutz der „Heimatfront“ unterstützt werden, notfalls durch Strafandrohung und Repression. Obwohl die Strafandrohung nur als ultima ratio geplant war, stiegen die Verurteilungen zum Kriegsende sowohl bei den Jugend- als auch Amtsgerichten. Bei den sogenannten „Arbeitsverweigerern“ und „Arbeitsbummelanten“ wurde in der Regel das Arbeitshaus als kurzzeitige Gefängnisstrafe verhängt, um sie danach wieder in die „Volksgemeinschaft“ integrieren zu können.

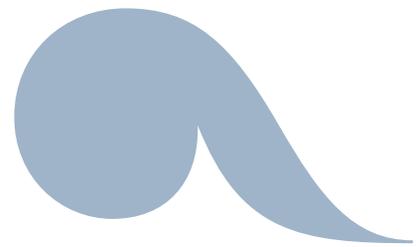
Künftige Forschungen über die Frühzeit der Bundesrepublik

Die Ergebnisse des ersten Forschungsprojekts wurden im Mai 2010 auf dem vierten Symposium „Justiz und Krieg – Der Oberlandesgerichtsbezirk Köln 1939–1945“ vorgestellt. 2012 erschienen die Beiträge in einem Sammelband. „Die öffentliche Präsentation und Diskussion ist dem Forschungsverband sehr wichtig“, erklärt Haferkamp. Das Symposium „Justiz und Krieg“ bildete den wissenschaftlichen Rahmen für die Enthüllung einer Gedenktafel anlässlich des 30. Jahrestags der Eröffnung des Kölner Gerichtsverfahrens gegen Kurt Lischka, Organisator der Deportation der französischen Juden nach Auschwitz. Dies war einer der Gründe,

das nächste Forschungsprojekt unter dem Titel „Justiz im Systemwechsel“ auf die Frühzeit der Bundesrepublik auszuweiten. Die Rolle der rheinischen Justiz im Systemwechsel soll analysiert und ihr Beitrag zur strukturellen und mentalen Verarbeitung des Krieges untersucht werden. Auch diesmal wird das in vier Teilprojekte aufgeteilte Forschungsvorhaben von der Deutschen Forschungsgemeinschaft mitfinanziert. Untersucht werden sollen unter anderem die Kriegsfolgenbewältigung in der Rechtsprechung am Beispiel der Judikatur des Landgerichts Bonn und die zivilrechtliche Judikatur des Obersten Gerichtshofes für die Britische Zone in Köln (1948–1950), ein Revisionsgericht in Zivil- und Strafsachen, das einzigartig war in den westlich besetzten Zonen und ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Reichsgericht und dem heutigen Bundesgerichtshof.

“One of the specialties of the research project has been the cooperation between the justice system and the researchers,” emphasizes Professor Haferkamp, director of the Institut für Neuere Privatrechtsgeschichte, Deutsche und Rheinische Rechtsgeschichte (Institute of Modern History of Private Law, German and Rhenish History of Law) of the University of Cologne. Cooperation between historians and jurists in particular can be very successful. “While the law historians undertake the legal-political analysis, the historians are able to explain the historical framework.”

The first research project “Justiz im Krieg (The Justice System during WWII)” was set up in 2004 and is being funded by the German Research Foundation, the Rhein-Energie-Stiftung, the Fritz Thyssen Foundation, the Gerda Henkel Foundation, and the Rechtsanwaltskammer Köln (Cologne



Bar Association). "We consciously decided to take the war years as a timeframe," explains Professor Haferkamp. "This project is building on past research on World War II in the humanities and is, at the same time, breaking new ground in the area of the history of law." The objective was to examine various aspects of the justice system in the Oberlandesgerichtsbezirk Cologne (higher regional judicial district of Cologne) between 1939 and 1945 in seven sub-projects.

Liability proceedings generously awarded on behalf of aggravated parties

Liability proceedings at the Bonn District Court is an area being examined by jurist Dominik A. Thompson within the framework of a subproject. Everyday accidents which at first glance did not seem extraordinary were the subject of such rulings. This changes, however, if considered within the context of war and the situation of society as the criminal offence of the convicted was often considered a crime against the state. In the judgement of these cases, judges in Bonn were often generous in the awarding of claims made by injured parties. The explanations given for the increase in compensation for personal suffering during the War are highly interesting.

The High Court of Nuremberg awarded a damaged party Reichsmark 50,000, which, according to contemporary literature, was inflationary and therefore severely criticised. While contemporary jurists would point to the influence of civil liability insurance and different legal practice with regard to the amount of compensation for personal suffering, Thompson arrives at a different conclusion; the increase in the sums awarded was due to a hidden rise in inflation. The prices of commodities were frozen in 1936 and the value of goods was actually much higher. Compensation money did not, however, depend on this and an abstract value could therefore reduce the gap between nominal and real values.

The Catholic Church's initial boycott of "disruption" as grounds for divorce

Jonas Küssner is examining decisions pertaining to family law made by the Landesgericht (regional court) of Cologne between 1933 and 1945. A norm, which was introduced in 1938 that the traditional judges of Catholic Cologne initially boycotted, was "disruption" as grounds for divorce. After this, divorce was possible if spouses had lived apart for at least three years. This liberal ground for divorce, which had been a point of discussion since the Weimar Republic period, was introduced during the Third Reich to enable new marriages and thereby offspring according to the new population policy. Küssner established that this standard was only applied in every tenth judgment by the Landesgericht (regional court) of Cologne and that the divorce rate remained the same after 1938. Cologne judges hindered divorce especially where spouses were misogynic provided there was no clear evidence of misconduct within the existing marriage.

This was only possible because of the inconsistent and case-by case basis upon which the administration of justice of the Reichsgericht passed judgements, leaving other courts in the country ample scope for decisions. In the case of the other divorce petitions, which were decided upon on political grounds, racial issues or generic diseases, the judges of the cathedral city of Cologne passed verdicts in a similar manner to their colleagues elsewhere.

The Klingelpütz Prison during National Socialism

Another area being researched is developments at Klingelpütz, which was a penal and remand centre in Cologne during the Third Reich. As with all spheres of the justice system during National Socialism, in the case of the enforcement of sentences, personnel had to be replaced with "reliable elements," so that a politically compliant management was in place. Despite protests by the district attorney, this was not implemented until the beginning of the forties. What was happening outside prison, e.g. the bombardment of the city as well as the increasing rationing of food, resulted in worsening conditions inside the

prison explains Stefan Thiesen who is researching this. Due to the building being used by Gestapo officials and the administration of justice being forced to leave, terror and violence were dominant in the detention centre during the last two years of the war and there were hundreds of executions as well as abuse almost on a daily basis. In the post-war society of Cologne, Klingelpütz became synonymous for Nazi-terror: the exact numbers of victims are unknown due to contemporary documentation procedures.

Offences against the work discipline of the Nazi Labour Front

Michael Löffesender's research looks at how offences against the work discipline of the Nazi Labour Front were prosecuted. In 1942 alone, 15,000 women, men and youths were convicted by the courts for violations against the work discipline. The protection of the "home front" was supposed to be upheld through these measures and where necessary through criminal penalties and repression.

Although criminal penalties were only planned as a last resort, sentences were given by both the juvenile and the district courts right up until the end of the war. Those who allegedly refused to work or who were labelled as so-called "idlers" were sentenced to workhouses where they were imprisoned for short periods so they could be integrated into the "Volks-gemeinschaft (the people's community)" again afterwards.

Future research on the early days of the Federal Republic of Germany

The results of the first research project were presented in May 2010 at the fourth symposium "Justiz und Krieg – Der Oberlandesgerichtsbezirk Köln 1939–1945 (The Justice System and WWII - The Cologne District Court during 1939-1945)," and were subsequently published in 2012. Haferkamp explains that, "Public presentation and discussion is very relevant for the research project." The symposium "Justiz und Krieg (The Justice System and WWII)" provides an academic framework for the

unveiling of a commemorative plaque on the occasion of the 30th anniversary of the petition of court procedures against Kurt Lischka, who organized the deportation of French Jews to Auschwitz.

This was one of the reasons why the next research project entitled "Justiz im Systemwechsel (The Justice System in Transition)" was further developed to cover the early days of the Federal Republic of Germany. The roles that the justice system of the Rhine-region played in system change as well as the mental processing of the war are to be further analysed. The research project, which comprises four sub-projects, will once again be co-funded by the German Research Foundation. Dealing with the consequences of the war in legal practice using the case law of the Landesgericht (district court) of Bonn, civil case law of the Supreme Court for the British Zone (OGH -BZ) in Cologne (1948-1950), an appeals court for civil and criminal procedures unique in the western occupied zones and an important link between the Reichsgericht and German Federal Supreme Court today, are to be foci of the research.







Die Hüterin der Menschenrechte

Seit drei Jahren ist die Völkerrechtlerin Angelika Nußberger Richterin am Europäischen Gerichtshof

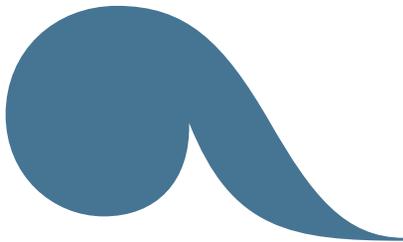
The Human Rights Custodian

Angelika Nußberger has been a judge at the European Court of Justice for the last three years

Björn Schiffbauer

Die Kölner Juraprofessorin Angelika Nußberger hat im Januar 2011 ihren Direktorenschreibtisch im Institut für Ostrecht gegen die Richterbank des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) in Straßburg eingetauscht. 47 Richterinnen und Richter aus 47 Nationen stehen dort im Dienste der Menschenrechte. Diese wahrhaft europäische Mission ist der vorläufige Höhepunkt einer beeindruckenden Karriere – doch wachsen mit der Aufgabe auch die Herausforderungen, wie die Kölner Völkerrechtlerin zu berichten weiß.

Cologne law professor Angelika Nußberger swapped her director's desk at the Institute of Eastern European Law for the judges' bench at the European Court of Human Rights (ECHR) in January 2011. 47 judges from 47 nations are at the service of human rights there. This truly European mission is the high point – for the time being – of an impressive career: but as the task grows, so do the challenges, as the Cologne-born international law specialist reports.



Auf dem Schreibtisch von Angelika Nußberger liegen zwei große Stapel, die mit „in“ und „out“ gekennzeichnet sind, - Fälle, die die Kölner Völkerrechtlerin derzeit bearbeitet. „In Straßburg wird nicht nach juristischen Spezialgebieten unterschieden“, erzählt sie, „hier muss man auf allen möglichen Rechtgebieten fit sein.“ In ihrem ersten Fall habe sie sich dann auch mit dem bulgarischen Namensrecht auseinandersetzen müssen.

Komplizierte zivilrechtliche Fallgestaltungen sind Tagesgeschäft in Straßburg. Ganze 130.000 Verfahren sind hier gegenwärtig anhängig; im Vergleich dazu behandelt der Europäische Gerichtshof in Luxemburg gerade einmal 1.500 Fälle im Jahr. „Wir haben aufgrund des hohen Andrangs zu unserem Gericht tatsächlich fast einhundert Mal so viele Eingänge wie unsere Luxemburger Kollegen“, berichtet Nußberger. „Auch wenn die Zahlen allein natürlich nicht sehr aussagekräftig sind. Vor der großen Kammer, die mit 17 RichternInnen und Richtern besetzt ist, entscheiden wir im Jahr dann auch nur etwa zwei Dutzend Fälle.“

Das Gericht des Europarats, beheimatet im Straßburger „Human Rights Building“, ist als letzte Instanz zuständig für mögliche Menschenrechtsverletzungen aus ganz Europa. Anders als die Europäische Union zählt der Europarat nicht 27 sondern 47 Mitgliedsstaaten – nur Weißrussland und der Vatikan sind nicht dabei, sehr wohl aber so unterschiedliche Länder wie die Türkei, Russland, Armenien, Aserbaidschan und Georgien. Daher werden in

Straßburg auch 42 Sprachen gesprochen. Die Wahrnehmung des Europäischen Gerichtshofs wächst stetig. In Folge der Erweiterung nach Osteuropa bringt das auch immer mehr Verfahren mit sich. Entsprechend groß ist der Akteneingang in den Gerichtspostfächern.

Angelika Nußberger bleibt gelassen. Voller Zuversicht schildert sie ihre Arbeit als deutsche Vertreterin in dem 47-köpfigen Richterkollegium. In den sogenannten Einzelrichterverfahren – der häufigsten Verfahrensart, bei der jedem Richter Fälle aus bestimmten Staaten zugeteilt sind – ist sie zur Zeit zuständig für Fälle aus Frankreich, Estland und Schweden. Außerdem ist sie bei Kammerfällen, in denen sieben Richter entscheiden, als Deutsche immer an den gegen Deutschland gerichteten Verfahren beteiligt. „Dies ist besonders wichtig und spannend wegen des Verhältnisses des EGMR zum Bundesverfassungsgericht“, unterstreicht sie. „Hier gab es ja in den letzten Jahren einige Probleme, besonders in den Verfahren zur Sicherungsverwahrung.“ In der Tat: Ohne die Rechtsprechung des EGMR würde das lebenslange Wegsperrten von Straftätern nach Verbüßung ihrer Strafe sicher weiterhin so praktiziert wie zuvor. Nicht nur dieses Beispiel belegt den ungeheuren Einfluss des Menschenrechtsgerichts und seiner Richterinnen und Richter auf die nationale Rechtsprechung – und letztlich auch die Politik. Mit jedem Satz ist die Begeisterung in der Stimme der Richterin spürbar. „Bei all dem Arbeitsaufwand zeigt sich am Ende dann doch, dass unser Menschenrechtssystem

in Europa funktioniert“, erzählt sie.

Dabei hatte Angelika Nußberger bis vor nicht allzu langer Zeit gar nicht als Richterin gearbeitet. Bevor sie im Januar 2011 nach Straßburg wechselte, war sie Professorin für Öffentliches Recht, Ostrecht, Völkerrecht, Sozialrecht und Rechtsvergleichung. Überhaupt musste ihr Werdegang nicht zwingend in die Richtertätigkeit münden. Nach jeweils abgeschlossenen Studiengängen in Slawistik und Rechtswissenschaften in München sowie dem zweiten juristischen Staatsexamen in Heidelberg promovierte sie 1993 in Würzburg über das Verfassungsrecht der Sowjetunion in der Übergangszeit – gerade in dieser Zeit ein wertvolles „Window of Opportunity“, welches die Juristin zu nutzen wusste. Eine wissenschaftliche Karriere war so fast schon zwangsläufig vorgezeichnet. Nach der Promotion war Angelika Nußberger bis 2001 wissenschaftliche Referentin am Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Sozialrecht in München, wo sie sich schließlich habilitierte. Zur Professorin wurde die Mutter zweier inzwischen erwachsener Kinder dann in Köln. Hier leitete sie das traditionsreiche Institut für Ostrecht. 2009 war sie Prorektorin an der Universität zu Köln, bis sie zwei Jahre später der Ruf aus Straßburg erteilte. Angelika Nußberger wird nach ihrem Wirken am Europäischen Gerichtshof, für das sie bis 2020 beurlaubt ist, wieder an die Universität zu Köln zurückkehren.

Die Parlamentarische Versammlung wählt die Richterinnen und Richter des Europäischen Gerichtshofs. Vorgeschaltet ist



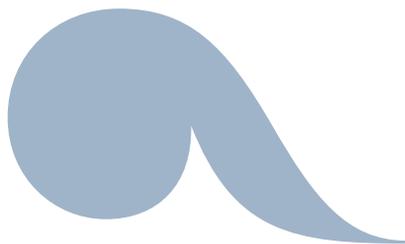
ein nationales Auswahlverfahren, für das sich die Interessenten bewerben müssen. Aus den nationalen Bewerbungsverfahren bilden sich dann die besten Kandidaten für die Wahl heraus, auf welche der Heimatstaat dann (außer über seine Parlamentarier im Europarat) keinen Einfluss hat. „Ich selbst wäre gar nicht auf die Idee gekommen“, schmunzelt Angelika Nußberger. „Aber ein Bekannter gab mir den Tipp, es doch mal zu versuchen, weil die Amtszeit von Renate Jaeger, der damaligen deutschen EGMR-Richterin, bald ablaufen würde.“ Vom Europarat gewählt zu

werden ist übrigens ganz entscheidend für die richterliche Unabhängigkeit in Straßburg. Denn so ist jeder EGMR-Richter kein echter „Vertreter“ seines Herkunftslandes, muss sich also auch nicht möglichen Weisungen aus der Heimat beugen. „Das ist besonders wichtig für unsere Arbeit“, betont Angelika Nußberger, „und in manchen Ländern bekommen Kollegen damit echte Schwierigkeiten. Es kann sein, dass man nach neun Jahren nach Hause zurückkehrt und dann plötzlich im eigenen Land eine politische ‚persona non grata‘ ist.“ Dies musste selbst der ehemalige Ge-

richtspräsident – ein Engländer – erfahren: Sogar eher seriöse Blätter wie die „Times“ sparten nicht mit Kritik, weil britische Interessen zu kurz gekommen seien.

700 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind neben dem Richterkollegium in der Kanzlei des Gerichts beschäftigt, von welchen besonders die 270 Volljuristen entscheidende Vorarbeit für die Fallbewältigung leisten. Erst nachdem die Akten von ihnen gesichtet wurden, landen sie auf dem Tisch des zuständigen Richters. Je nach den Umständen des Einzelfalls werden die Vorgänge dann unterteilt in Einzelrichterverfahren, in Ausschusssachen für eine Gruppe von drei Richtern oder in Kammerfälle. In außergewöhnlichen Angelegenheiten kann sogar die „Große Kammer“ zuständig sein. „Es ist immer etwas ganz Besonderes, mit so vielen brillanten Kollegen an einem Tisch zu sitzen“, findet Angelika Nußberger. „Besonders mühsam sind aber die Verfahren, die man als Einzelrichter zu bearbeiten hat.“ „Dies allein sind pro Richter schon knapp 2.000 Fälle im Jahr. Hier hat man keine Freiheiten, sondern muss einfach die Akten abarbeiten.“

Das ist vielleicht der größte Unterschied zum gewohnten Professorenberuf. Für neun Jahre hat Angelika Nußberger die mit der im Grundgesetz verankerten Wissenschaftsfreiheit verbundene „absolute Selbständigkeit“ gegen die Pflicht Fälle abzuschließen eingetauscht. Ein Umstand, den sie nicht bereut: „Wenn alle in Europa zusammenarbeiten, ist Europa einfach großartig!“



On the desk of Angelika Nußberger, there are two piles, one marked “in” and one marked “out” – cases the Cologne expert in international law is currently working on. “In Strasbourg, there are no distinctions made between legal areas,” she explains. “One has to be a specialist of all possible areas of law.” For her first case, she had to deal with Bulgarian Name Law. Complicated civil law cases are part of daily business in Strasbourg. A total of 130,000 processes are currently pending; for comparison the European Court of Justice in Luxembourg deals with a mere 1,500 cases annually. “Due to the great number of cases being dealt with at our court, we have almost one hundred times more case applicants than our colleagues in Lux-

embourg,” reports Nußberger. “The bare figures don’t say very much of course. Before the Great Chamber, which has 17 judges, we in Strasbourg pronounce on only about two dozen cases a year,” notes Angelika Nußberger.

The court of the Council of Europe, housed in Strasbourg’s Human Rights Building, is responsible as the last resort for potential human rights violations for literally the whole of Europe. Unlike the European Union, the Council of Europe numbers not merely 27, but a whole 47 member states – only Belarus and the Vatican are not members, but other countries such as Turkey, Russia, Armenia, Azerbaijan and Georgia are. For this reason, 42 languages are spoken in Strasbourg.

Awareness of the court across Europe is constantly on the rise. In the wake of the Eastern European expansion, the amount of proceedings has been increasing. Correspondingly, the inflow of papers into the court’s mailboxes is growing.

Angelika Nußberger remains composed. Full of confidence she describes her work as the German representative in the

47-member bench of judges. During the so-called single-judge proceedings – the most frequent type of proceedings – cases from certain states are allocated to each judge; she herself is currently responsible for cases from France, Estonia and Sweden. In addition, during chamber cases, in which seven judges make pronouncements, she as a German always takes part in the proceedings directed against Germany. “This is particularly important and exciting because of the ECHR’s relationship with the Federal Constitutional Court,” she underlines. “There have been a few problems there in recent years, especially with the proceedings on preventive detention.” In actual fact, without the administration of justice by the ECHR, the jailing of criminals for life once their sentence has been served would certainly continue to be in practice. This is not the only example that demonstrates the incredible influence of the human rights court and its judges on national jurisdiction – and ultimately on politics, too. The enthusiasm in the voice of our professor in Strasbourg rises palpably with every phrase. “For all the hard



work, it turns out that our human rights system works in Europe after all," she explains. Until not so long ago, though, Angelika Nußberger had never worked as a judge. Before moving to Strasbourg in January 2011, she was fully dedicated to her work as a professor of public law, Eastern European law, social law and comparative law. Her impressive career need not necessarily have led to employment as a judge. After completing the respective courses of study in Slavic studies and law in Munich, and passing the second state examination in law in Heidelberg, the ambitious and multitalented Angelika Nußberger earned her doctorate in 1993 in Würzburg on constitutional law in the Soviet Union during the transition period – at that very time a valuable "window of opportunity" of which the excellent Slavist and lawyer was quick to take advantage.

Following her doctorate and until 2001 Angelika Nußberger was a Scientific Advisor at the Max Planck Institute for Social Law and Social Policy in Munich, where she did her habilitation, a post-doctoral qualification in Germany. The mother of two now grown-up children then became a professor in Cologne. She headed the longstanding Institute of Eastern European Law here from 2002. From 2009 until 2011 she was Pro-Rector at the University of Cologne until she was called to Strasbourg. Angelika Nußberger will be returning to the University of Cologne from where is on leave until 2020 when she finishes at the European Court of Jus-

tice. The Parliamentary Assembly of the Council of Europe elect the judges for the European Court of Justice. This is preceded by a national selection procedure, for which those interested can apply. National selection procedures like these then produce the best candidates for the election; the candidates' states of origin (apart from via their parliament members at the Council of Europe) have no influence on this. "I wouldn't have thought of doing it myself," smiles Angelika Nußberger, "but an acquaintance suggested I give it a try because the term of office of Renate Jaeger, the former German ECHR judge, was ending soon after."

Incidentally, election by the Council of Europe is absolutely crucial for judicial independence in Strasbourg, as it means that every ECHR judge is not a genuine "representative" of his or her country and is therefore not constrained to defer to possible instructions from back home. "That is particularly important for our work," stresses Angelika Nußberger, "and colleagues have real problems with this in some countries. It may be that you return home after nine years and are then suddenly a political 'persona non grata' in your own country."

She will, of course, not meet with this fate in Germany, but even in fairly unsuspecting states any human rights custodian can soon land in the firing line of some narrow-minded compatriots. Not even the former president of the Court – an Englishman – could escape this experience:

even rather serious papers like *The Times* were not sparing on disparaging remarks recently because, they alleged, British interests were not taken into consideration enough.

In addition to the bench of judges, 700 employees work at the court's office of which 270 fully-qualified lawyers in particular do crucial preparatory work for administering cases. Only after they have seen the papers do they land on the desk of the responsible judge. Depending on the circumstances of the individual case the processes are then subdivided into single-judge proceedings, committee matters for a group of three judges, or the already mentioned chamber cases. In extraordinary matters the "Greater Chamber" may even be responsible. "It's always something quite special to sit at a table with so many brilliant colleagues," enthuses Angelika Nußberger. "The particularly strenuous proceedings, though, are the ones you have to process as the single judge. On their own they number just under 2,000 cases a year per judge. There are no shortcuts here – you just have to work through the files."

This is perhaps the biggest difference to the usual professor career. For nine years Angelika Nußberger has exchanged "absolute independence" (meaning the academic freedom established in the German constitution) for the duty to complete cases. She does not regret this: "When everyone in Europe works together, Europe is just great!"

COPYRIGHT



MEHR

HALT

*Forschung
und Kultur*

the new age of
**preventative
medicine**

4p

TACTILE WA

**MAAPPING FROM
THE FLOOR**





Das Urheberrecht der digitalen Wissensgesellschaften

Kann die konventionelle Rechtsprechung noch dem modernen Informationszeitalter standhalten?

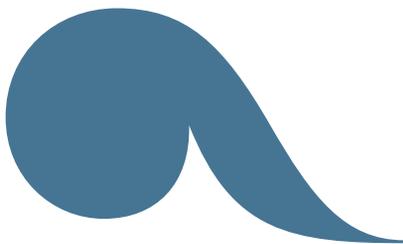
The Copyright of digital Knowledge Societies

Can conventional case-law deal with the modern information age?

Sebastian Grote

Internetdienste wie Wikipedia und Google Books haben unseren Umgang mit Wissen revolutioniert. Doch mit den neuen Möglichkeiten, die ihnen das Netz bietet, stoßen sie immer wieder an rechtliche Grenzen. Das Urheberrecht stammt aus einer analogen Zeit und ist nicht auf digitale Wissensgesellschaften ausgelegt. Es muss sich ändern, wenn es nicht vom Leben überholt werden will.

Internet services such as Wikipedia and Google Books have revolutionized how information is dealt with. However, the new possibilities of the internet often push legal boundaries. Copyright laws were made in the analogous time and are not compatible with the digital knowledge society. Something has to change if it does not want to become obsolete.



„Sie ist wie eine Bibliothek oder ein öffentlicher Park. Sie ist ein Ort, den wir alle aufsuchen können, um zu denken, zu lernen, und unser Wissen mit anderen zu teilen.“ Was sich anhört wie die Gründung einer neuen Universität beschreibt das meistbenutzte Onlinelexikon Wikipedia. Mit diesen Worten wirbt Jimmy Wales, Gründer der Online-Enzyklopädie, für die Zukunft des Wissens. So hört sich also gesellschaftlicher Fortschritt im Internet an. Doch der digitale Weg in die Zukunft kann steinig sein. Die Grundidee von Wikipedia ist, dass jeder die in der Enzyklopädie veröffentlichten Artikel bearbeiten kann. Dazu gehört auch die Verknüpfung mit anderen Inhalten, die sich außerhalb von Wikipedia im Internet befinden. Das betrifft insbesondere die Verlinkung von Bildern.

„Ohne die Möglichkeit einer Kombination mit Inhalten außerhalb der Online-Enzyklopädie hätte sich Wikipedia nicht weiterentwickeln können und wäre langfristig zum Scheitern verurteilt gewesen“, betont Professor Dan Wielsch. Der Rechtswissenschaftler lehrt und forscht seit 2009 an der Universität zu Köln am Lehrstuhl für Bürgerliches Recht und Rechtstheorie. Er ist

unter anderem Mitgründer des internationalen Forschungsnetzwerkes „Private Law Theory“, das die Rolle des Privatrechts in einer globalen Gesellschaft untersucht. Einen seiner weiteren Schwerpunkte bilden neue Entwicklungen im Recht des geistigen Eigentums.

Die Probleme sind nicht unlösbar

Als Jimmy Wales 2002 das Wikipedia-Projekt initiiert hatte, gab es im konventionellen Urheberrecht keine passende Möglichkeit, die von einer Vielzahl von Autoren erzeugten Artikel und Beiträge frei miteinander zu kombinieren. Größere Sinneinheiten sollten sich dezentral entwickeln können. Deshalb griff Wales auf Lizenzmodelle zurück, die in der Open-Source-Software-Bewegung entwickelt worden waren. Der Grundgedanke dieser Open-Source-Lizenzen besagt, dass man als Autor der Öffentlichkeit eine Nutzungsberechtigung für seine erstellten Inhalte einräumt. Außerdem darf jeder die Inhalte verändern. Allerdings nur, wenn das Resultat unter die gleichen Bedingungen gestellt und ebenfalls der Öffentlichkeit frei zugänglich gemacht wird. Nun etablierte sich in den folgenden Jahren aber außerhalb von Wikipedia mit den Lizenzen der gemeinnützigen Organisation Creative Commons ein anderes offenes Modell als Standard. Obwohl die beiden Lizenzmodelle eine ähnliche Intention haben, sind sie zunächst einmal inkompatibel. Die Koexistenz dieser beiden Modelle verlangte letztendlich eine Wiederveröffentlichung

sämtlicher Inhalte weltweit bei Wikipedia, so dass sie mit dem äußeren Rechtsregime kompatibel wurden.

„So etwas wirft in der Tat schwierige urheberrechtliche Probleme auf, die meines Erachtens aber nicht unlösbar sind“ sagt Wielsch. „Hier sehe ich meine Aufgabe als Rechtswissenschaftler, zu untersuchen, wie man diese neuen Formen der kollaborativen Wissensproduktion rechtlich stabilisieren kann.“

Kein Staat kann das ganze Netz kontrollieren

Ein weiteres Problem für viele Internetdienste stellt das jeweils geltende staatliche Recht dar. Man könnte davon ausgehen, dass sich private Lizenzmodelle an das demokratisch legitimierte Recht eines Staates anpassen müssen. Doch ganz so einfach ist die Rechnung nicht. Die Aktivitäten im Internet bilden eine Eigendynamik und lassen sich nicht durch einzelne Akteure steuern. Wenn überhaupt, so kann eine Nation höchstens innerhalb der eigenen Grenzen das Nutzerverhalten mehr oder weniger kontrollieren. Will ein Staat dennoch an den Maßstäben für das Internet mitwirken, so muss er den privaten Rechtsordnungen gegenüber aufgeschlossen sein. Das geht nur, wenn er den eigenen Regelungsanspruch dosiert. Wielsch untersucht deshalb solche privaten Rechtsordnungen in ihrem Verhältnis zu dem staatlich geschaffenen Recht: „Viele Vorschläge, in denen das Urheberrecht generell infrage gestellt wird,

schütten das Kind mit dem Bade aus und verfehlen den Gedanken nachhaltiger Bedingungen für kreative Prozesse“, gibt der Rechtswissenschaftler zu. „Es geht gar nicht darum, das geltende Recht in weiten Teilen abzuschaffen. Es soll stattdessen der modernen Wissensgesellschaft angepasst werden.“

Das Regelwerk des Internets

Vieles, was im Internet passiert, liegt in der Hand von privaten Organisationen. Rechtlich gesehen unterscheiden sie sich kaum von einem eingetragenen Verein für Vogelzüchter. Trotzdem treffen sie oft Entscheidungen, die denen eines Gesetzgebers gleichkommen. Nur weil diese internationalen Organisationen irgendwo ihren Sitz haben, orientieren sie sich noch lange nicht an dem Hoheitsrecht eines Staates. Das ist in etwa vergleichbar mit dem Internationalen Olympischen Komitee. Es hat seinen Sitz in der Schweiz, richtet aber weltweit die Olympiaden aus. Das heißt aber nicht, dass das Schweizer Recht eine besondere Rolle für die Arbeit des Komitees spielt – genauso wenig wie jedes andere nationale Recht, egal in welchem Land die Olympiade ausgetragen wird. Maßgeblich sind die selbst geschaffenen Regelwerke des internationalen Sports. Genau so gibt es auch bestimmte Regeln des Internets. Um diese Regeln auf Augenhöhe mit dem staatlichen Recht zu stellen, arbeitet Wielsch an einer Aufwertung privater Rechtsmodelle mit. Genau gesagt geht es um die Erstellung eines



Rechtskommentars zur neuen Version des Lizenzmodells von „Creative Commons“. Das ist eine juristische Praxis, die bisher „richtigen“, staatlichen Gesetzen vorbehalten ist. Für die Regelwerke privater Organisationen sind solche Kommentare daher eine besondere Anerkennung: „Wenn jetzt ein Kommentar zu einem privaten Regelwerk entsteht, dann behandeln wir dieses Regelwerk ja so, als wenn es ein Gesetz wäre“, sagt Wielsch.

Freier Zugang zu Wissen?

Google ist ein weiterer Internetdiensteanbieter, der für viele Nutzer nicht mehr

wegzudenken ist. Mit seinem Projekt „Google Books“ ist er dabei, die weltweit größte digitale Bibliothek zu schaffen. Doch im Gegensatz zu Wikipedia werden die Autoren hier in der Regel nicht freiwillig Teil des Projektes. Die Digitalisierung der Bücher erfolgt über zwei Wege: Zum einen kooperiert das Unternehmen mit Verlagen und erhält die Rechte für eine Verbreitung über das Internet. Daneben scannen Mitarbeiter von Google seit 2005 aber auch komplette Bibliotheksbestände. Das geschieht zwar mit der Zustimmung der jeweiligen Bibliotheken, die Genehmigung der Autoren oder Rechteinhaber der digitalisierten Bücher wurden dazu jedoch



nicht eingeholt. Normalerweise gibt es im Urheberrecht ein „opt-in“-Modell. Derjenige, der ein Werk verwenden möchte, darf es ohne die vorherige Zustimmung des Rechteinhabers nicht tun. Google hat diese Regel im Grunde genommen umgekehrt und ein „opt-out“-Modell geschaffen. Wenn ein Rechteinhaber Einwände gegen die Pläne von Google hat, wird das berücksichtigt. Zunächst wird aber so lange digitalisiert, bis niemand widerspricht. Dies ist eine rechtlich zweifelhafte Praxis und wurde deswegen auch Gegenstand eines Gerichtsverfahrens in den USA.

Laut Wielsch darf man den Nutzen einer solch gigantischen Bibliothek dennoch nicht unterschätzen: „Man kann die Vorgehensweise des Unternehmens sicherlich kritisieren. Google erstellt aber als privater Akteur diese Bibliothek, die öffentliche Institutionen nicht zu schaffen in der Lage waren“, so der Rechtswissenschaftler.

Ohne Austausch keine Kreativität

Dabei ist das Vorgehen von Google gar nicht mal allein finanziell zu begründen. Für jede Publikation die Rechteinhaber ausfindig zu machen und Genehmigungen einzuholen, kostet sehr viel Zeit. Doch gerade für die sich rasant verändernde Wissensproduktion wird ein Zugriff auf digitale Buchbestände immer wichtiger.

Aber nicht nur die Wissenschaft profitiert von einem erleichterten Zugang zu geistigen Schöpfungen. Wo kein Austausch stattfindet, ist auch die Kreativität von Kulturschaffenden stark beeinträchtigt. Kommunikation ist für die Erzeugung neuer Kulturgüter genauso essentiell. Künstler, Musiker und Schriftsteller brauchen eine Fülle an Materialien, auf die sie zugreifen können, um neue Werke zu erschaffen. Je schwieriger dieser Prozess wird, ohne dass man die Rechte Dritter verletzt, desto stärker werden kreative Aktivitäten eingeschränkt. Je weniger Kreativität möglich ist, desto weniger kann Neues entstehen, was sich wirtschaftlich verwerten ließe.

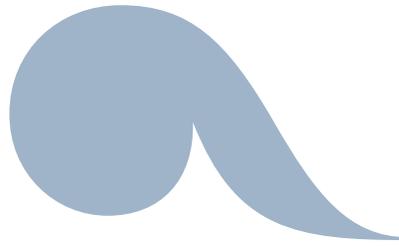
„Eigentlich ist es also eine Art Selbstauflösung, weil diese Vereinnahmung kultureller Produktivität durch ein wirtschaftlich ausgerichtetes Urheberrechtssystem letztendlich die Wurzeln der Kreativwirtschaft untergräbt“, sagt Wielsch.

Die Kriminalisierung der Gesellschaft

Das klassische Urheberrecht mag vor Jahrzehnten noch angemessen gewesen sein. Die Lesegewohnheiten haben sich in der letzten Zeit allerdings stark verändert. Immer seltener hat man wie früher nur das gedruckte Buch, sondern oft auch eine digitale Version. Hier lieben sich die al-

ten Regelungen sogar noch relativ leicht übertragen. Eine viel größere Bedeutung hat allerdings die Tatsache, dass sich Menschen mittlerweile dank des Internets viel leichter über geschützte Inhalte austauschen können. Wielsch betont, dass das Urheberrecht nicht für die Möglichkeiten des 21. Jahrhunderts geschaffen ist: „Es wird systematisch ausgeblendet, was die realen Bedingungen sind. Das Recht muss sich ändern. Wenn es das nicht tut, wird es vom Leben überholt. In Teilen ist es das ja jetzt schon“.

Ein Zeichen dafür ist, dass die Produktionsmittel sozusagen in die Hände der Nutzer gewandert sind. Heute kann jeder mit einem Computer oder Smartphone ohne Weiteres Texte und Bilder online stellen und somit urheberrechtlich relevante Handlungen in der Öffentlichkeit vornehmen. Wer sich im Internet mit seinen Mitmenschen etwa über geschützte Bilder austauscht, beginnt eine hybride Kommunikation. Auch wenn der Austausch unserem Verständnis nach privat ist, begeben sich die Anwender in einen öffentlichen Bereich, denn die Darstellung geschützter Werke im Internet kommt ihrer Veröffentlichung gleich und benötigt die Zustimmung des Rechteinhabers. Eine Zustimmung, die der private Nutzer von Internetdiensten in aller Regel nicht hat und ohne die der Rechteinhaber einen bis in den privaten Bereich



hinein verfolgen kann. Das Urheberrecht macht selbst vor dem Kinderzimmer nicht halt, wenn es darum geht, die für Rechtsverletzungen Verantwortlichen zu ermitteln.

Lässt sich das Urheberrecht reformieren?

Doch selbst wenn ein Staat sein Urheberrecht ändern wollte, könnte er dies gar nicht einfach so tun. Während das Internet keine Grenzen kennt, gilt im Urheberrecht das Territorialprinzip. Das heißt, man erlangt den Urheberschutz für ein Werk zunächst einmal nur in dem Land, in dem man es geschaffen hat. Das Internet kennt allerdings keine Landesgrenzen. Deutschland hat sich deshalb wie viele andere Länder auch an internationale Verträge zum Urheberrecht gebunden, in denen jeder Vertragsstaat Urhebern aus anderen Nationen den gleichen Schutz von Werken gewährleistet wie den eigenen Bürgern. Selbst wenn sich in einem Land politische Mehrheiten für eine nutzerfreundliche Reform des Urheberrechtes finden sollten, bliebe die Frage, ob die anderen Vertragsstaaten mitziehen würden. Internationale Abkommen zu den Finanzmärkten oder zum Klimaschutz zeigen, dass dem meistens nicht so ist. In der Regel ist es ein zäher Prozess, die bestehenden Konventionen zu ändern.

Ein Internet ohne Dienstleistungen wie Google oder Wikipedia ist dagegen mittlerweile unvorstellbar. Private Rechtsregime, die auf Lizenzverträgen aufbauen, werden folglich auch in Zukunft eine zentrale Rolle für das Urheberrecht digitaler Wissensgesellschaften spielen. Die Aufgabe für die Rechtswissenschaft wird es auch sein, dieses von privaten Akteuren geschaffene Recht kritisch zu beobachten und Maßstäbe für seine Rechtfertigung zu entwickeln.

"It is like a library or a public park. It is a place that we can all go to think, to learn, to share our knowledge with others." Although it sounds like a new university it is actually the most popular online lexicon, Wikipedia. With these words, Jimmy Wales, founder of the online encyclopaedia promotes the future of knowledge. This is what social progress in the internet sounds like. However, the digital road to the future can be rocky.

The fundamental idea of Wikipedia is that everyone can edit the articles published in it. This includes linking information with other contents from external internet websites. This is especially the case with the linking of images. "Without the possibility of linking to contents from pages outside the online encyclopaedia, Wikipedia could not have developed further and would have been condemned to fail," emphasises Professor Dan Wielsch. The jurist has been teaching and researching at the Lehrstuhl für Bürgerliches Recht und Rechtstheorie (Chair for Private Law and Legal Theory) of the University of Cologne since 2009. He is one of the co-founders of the international research network "Private Law Theory" that is examining the role of private law in a global society. One of his other research foci is new developments in the legislating of the intellectual property.

The problems can be solved

When Jimmy Wales initiated the Wikipedia project in 2002, there was no suitable option to combine articles and contributions written by many different authors in conventional copyright law. Larger units of meanings could only be developed decentrally. Wales therefore went back to licence models that were developed in

the open source software movement. The fundamental idea of these open source licences is that the author has to grant the public authorization to use the contents. In addition to this, anyone can change the content. This is only possible, however, if the result is the same under the same conditions and the public have free access to it. In the years to follow, another open-source model separate to Wikipedia was established as the standard through the licences of the non-profit organization Creative Commons.

Although the two licence models have similar intentions, they are incompatible with each other for now. The coexistence of these two models requires the reissuing of the whole contents on Wikipedia worldwide in order for it to be compatible with all legal regimes. "This kind of thing poses copyright problems, which, in my opinion, can be solved," says Wielsch. "I see this as a challenge for me as a jurist to examine how these new forms of collaborative knowledge production can be legally stabilized."

No state can control the whole internet

A further problem for many internet service providers is the laws of each state. One could assume that the private licence model should be adapted to the democratic legitimate law of a state. However, it is not as simple as this. Internet activities develop their own dynamic and cannot be regulated by individual actors. A nation can, at the most, only control user behaviour inside its own borders. If a state wants, despite this, to be instrumental in standards in the internet, it has to be open to private legal systems. This is only possible if it adjusts its own demand for regulation.

Wielsch is therefore examining these kinds of private legal systems in relation to state law: "Many suggestions in which copyright laws are generally questioned throw out the baby with the bathwater and fall short of considering sustainable conditions for creative processes," admits the jurist. "It is not about abolishing large parts of the existing laws. They should be

made compatible with the modern knowledge society.”

The law of the Internet

Many of the things that happen in the internet are in the hands of private organizations. From a legal point of view, they are not much different to registered associations of bird breeders. Despite this, they make decisions that are similar to those of legislators. Just because an international organization has its headquarters somewhere does not mean that it adheres to the sovereign power of that state. This can be compared with the International Olympic Committee. Its headquarters are in Switzerland, the Olympic Games, however, take place all over the world. This means that Swiss law does not play much of a role in the work of the committee – just as much of a role as the national law of the hosting state plays. The self created legislation of international sport is relevant here. In exactly the same way, the internet has its own specific rules. For these rules to be on a par with state legislation, Wielsch is working on an evaluation of private legal models. More precisely, it is about creating of a legal commentary of the new version of the licence model of

“Creative Commons”. That is a legal practice, which up until now was reserved for “proper” state laws. For the legislation of private organizations, these kinds of commentaries are a special recognition: “If a commentary of a private legal framework is created, then we treat this legislation as if it were the law,” says Wielsch.

Free access to knowledge?

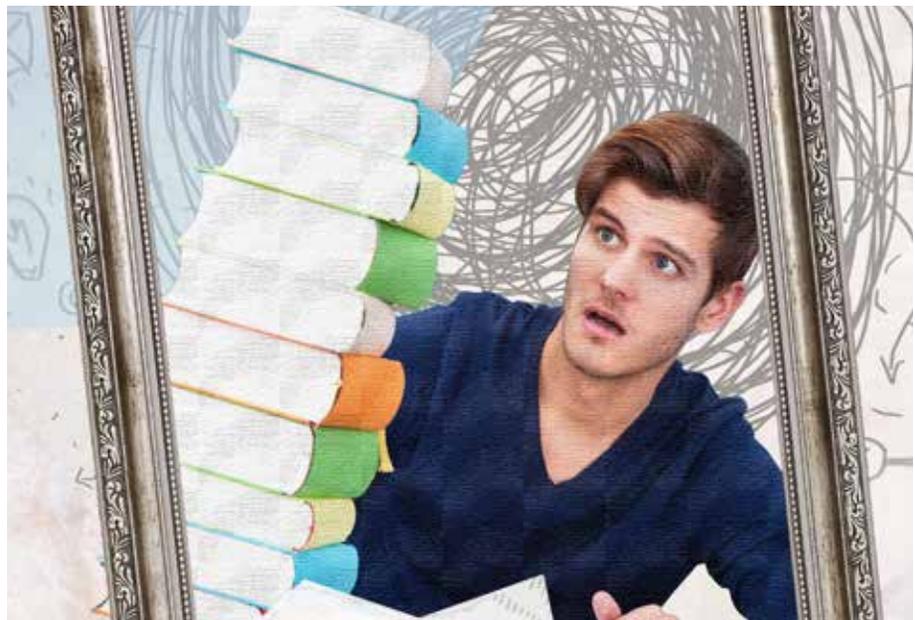
Google is another internet service provider, which is for many users indispensable. With its project “Google Books”, it is in the process of creating the biggest library in the world. However, in contrast to Wikipedia, the authors are not always a voluntary part of the project. There are two different methods to digitalise books: one sees a company cooperating with publishers and receiving from them the rights for the distribution of books through the internet. The other method has involved employees of Google scanning complete libraries since 2005. This has been undertaken with the permission of the libraries – the permission of the authors or copyright owner of the digitalized books has not, however, been obtained. Normally, in copyright law, there is an opt-in model. Those who would like to use a work may not do this

without the agreement of the copyright owner. Google has taken the rule more or less the other way around and created an “opt out” option.

If a copyright owner has any objections to Google’s plans, these are taken into account. In the meantime, however, they will continue to digitalize until somebody objects. This is a legally dubious practice and has therefore been an objective of judicial proceedings in America. According to Wielsch, the use of such a gigantic library should not be underestimated: “One can certainly criticize the modus operandi of the company. Google, however, as a private stakeholder is creating this library which public institutions would not be in a position to create,” says the jurist.

No creativity without exchange

What is interesting is that Google’s activities are not solely financially motivated. Finding the copyright owner and obtaining permission for each publication is very time consuming. However, access to digital libraries is increasingly important for the rapidly developing production of knowledge and science profits from easier access to intellectual works. The creativity of artists is compromised where there is no



exchange. Communication is for the creation of new culture just as essential. Artists, musicians and authors need an abundance of material to which they have access to create new works. The more difficult the process is, without infringing the rights of a third party, the more creative activities are restricted. The more creativity is restricted, the less likely it is that something new will be created, which could be commercially successful. "Actually, it is therefore a type of self-dissolution, because this collection of cultural productivity through an economically driven copyright system ultimately undermines the roots of creative economics," says Wielsch.

The criminalization of society

Classic copyright law may have been adequate a few decades ago. Reading habits, however, have changed greatly over the last few years. Before there were only the printed books, now there are also digital versions. In this case, the old rules are relatively easily applied. Of much higher significance, however, is the fact that people, thanks to the internet, can exchange protected content much easier than before. Wielsch emphasizes that copyright was not created for the possibilities of

the 21st century: "The real conditions have been systemically phased out. The law has to change. If that does not happen, it will become obsolete. This is partly true already." An indication of this is that the resource is, so to speak, now in the hands of the users. Today, everyone who has a computer or smartphone can easily upload texts and images to the internet and thereby undertake copyright relevant activities in the public sphere. If a person exchanges protected images with another, hybrid communication begins. Even if the exchange is private, as we understand it, users are in a public sphere because the presentation of protected works in the internet is the same as publishing them and requires the consent of the holder of the rights. This is consent that the private user of internet services typically does not have and without which the holder of the rights can take legal steps in the private sphere. Copyright laws also apply to the devices of children when it is about the investigating and catching of felons.

Can copyright law be reformed?

Even if a state does want to change its copyright laws, it is no simple undertaking. While the internet knows no boundaries,

with copyright law there is the territorial principal. This means that the copyright laws of a state only cover works that were created there. The internet, however, knows no geographical boundaries. Germany like many other nation states has therefore signed an international contract on copyright according to which every contractual state affords the same protection to works by authors from other nations as it does to its own citizens. Even if the political majority of a country is for a more user-friendly reform of copyright laws, the question of whether the other contractual states will make the same commitment remains. International agreements on financial markets or climate protection have shown that this is often not the case. It is usually a tough process to change existing conventions.

The internet without service providers such as Google or Wikipedia in contrast is inconceivable. Private legal regimes that are based on licence contracts will as a result play a central role for the copyright of digital knowledge societies. The task of the legal profession will therefore be to critically observe laws that have been created by private actors and to develop standards for the justification thereof.





Gewalt und Suizid im Jugendstrafvollzug

Wie sieht der Alltag in deutschen Jugendgefängnissen wirklich aus?

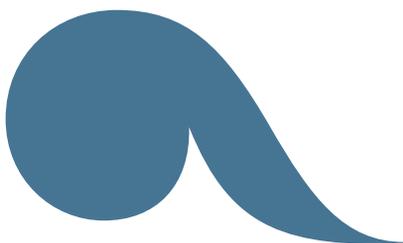
Violence and Suicide in the Youth Criminal Justice System

What is daily life in German youth correctional facilities really like?

Sebastian Grote

Gewalt ist bitterer Alltag in deutschen Jugendgefängnissen. In einer aufwendigen Studie untersuchten Kriminologen die Dimensionen des Problems. Viele Alltagsvorstellungen bestätigten sich, doch es gab auch einige Überraschungen. Die Ergebnisse sind ein deutliches Signal an die Verantwortlichen aus Justiz und Politik.

Violence has become a bitter reality in German young offenders' institutions. In an extensive study, criminologists have examined different dimensions of this problem. Many preconceptions proved true, but there were also a few surprises. The findings are a clear signal for jurists and politicians.



Im November 2006 erlangte die Justizvollzugsanstalt Siegburg traurige Berühmtheit: Drei junge Männer zwangen ihren Mitgefangenen Herman H. zum Selbstmord, nachdem sie ihn über mehrere Stunden hinweg gefoltert und vergewaltigt hatten. Der Fall machte bundesweit Schlagzeilen und zeigte neben dem abscheulichen Verhalten der Täter auch Mängel im Strafvollzug auf. Als Sofortmaßnahme untersagte das Justizministerium die Belegung von Hafträumen mit drei oder mehr Gefangenen.

Auch wenn solche extremen Fälle wie der Foltermord in Siegburg eine Ausnahme bilden, gehört Gewalt zum Alltag in allen Jugendgefängnissen. Doch in welchem Umfang kommt es zu Übergriffen? Oft unterbleibt eine Anzeige, weshalb die Dunkelziffer sehr hoch ist. Bisherige Studien stützten sich vor allem auf die Auswertungen von Gefangenenakten. Damit gab sich Professor Frank Neubacher vom Institut für Kriminologie nicht zufrieden. Gefördert von der DFG führte er zusammen mit seinem Team ein umfangreiches Forschungsprojekt in mehreren deutschen Jugendgefängnissen durch. Um ein möglichst vollständiges Bild der Problematik von Gewalt und Suizid zu erhalten, traten die Wissenschaftler in direkten Kontakt mit den Inhaftierten. „Wir haben dieselben Gefangenen im Laufe eines Jahres mehrmals befragt, um zu sehen, welche Dynamik es im Zusammenhang mit Gewalt im Jugendstrafvollzug gibt“, erklärt

Professor Neubacher. „Eine längsschnittliche Studie ist in dieser Form bisher weder auf nationaler noch auf internationaler Ebene durchgeführt worden.“

Fast jeder zweite Gefangene übt schwere Gewalt aus

Es gilt als bekannt, dass unter den deutschen Strafvollzugsanstalten Jugendgefängnisse ganz besonders vom Gewaltproblem betroffen sind. Dabei kommen auf einen bekannt gewordenen Fall sogar noch vier unbekannt hinzu. Zu diesem Ergebnis gelangten Neubacher und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, als sie die Angaben der Gefangenen mit den Vermerken in Personalakten verglichen. An ihrer Studie nahmen insgesamt 882 Inhaftierte der Anstalten Heinsberg und Herford in NRW sowie Ichttershausen in Thüringen teil. Siegburg war nur deshalb kein Teil des Forschungsprojektes, weil das Gefängnis zum Zeitpunkt der Untersuchung von einem Umzug betroffen war. Die Wissenschaftler kamen innerhalb von 12 Monaten vier Mal in jede der drei Haftanstalten, um die Gefangenen zu befragen. Die Ergebnisse sprechen für sich: Je nach Untersuchungszeitpunkt gaben bis zu 47 Prozent der Inhaftierten an, in den zurückliegenden drei Monaten Gewalt im Sinne einer Körperverletzung verübt zu haben. Wenn man einen weiter gefassten Gewaltbegriff zu Grunde legt, der etwa auch Mobbing und Drohungen

einschließt, gaben sogar bis zu 83 Prozent eine Täterschaft zu. Die Anstaltsleiter der untersuchten Jugendgefängnisse dürften wenig erfreut über die Einschätzungen der Kriminologen sein. Immerhin liegt es in ihrer Verantwortung, dass eine Inhaftierung zu menschenwürdigen Bedingungen gewährleistet ist. Doch auch für die Verantwortlichen in der Politik dürften diese Zahlen brisant sein.

Umfangreicher Datensatz von großer Bedeutung

Umso wichtiger war es Neubacher, dass sich die Ergebnisse seiner Studie auf eine solide Methodik stützen. Der Längsschnitt aus vier Untersuchungszeitpunkten spielte dabei eine wichtige Rolle und lässt dem Kriminologen keinen Grund zum Zweifeln: „Hätten wir nur eine einmalige Erhebung durchgeführt, könnte man den Einfluss besonderer Vorkommnisse in der Anstalt kaum ausschließen“, meint der Kriminologe. „In dem Befragungszeitraum haben aber zahlreiche Häftlinge die Anstalt verlassen und andere sind neu hinzugekommen. Trotzdem haben wir über die vier Messzeitpunkte immer wieder ein gleiches Niveau, und das bei allen Gewaltarten.“ Die Teilnehmer mussten in einem Fragenkatalog angeben, ob sie in bestimmten Gewaltsituationen involviert waren. Einige nahmen zusätzlich an Interviews teil. Außerdem bestand für die Kriminologen die Möglichkeit, die Ergebnisse mit den Ge-

fangenenakten abzugleichen und auf diese Weise Ungereimtheiten aufzudecken. Zuvor baten sie die Gefangenen in Informationsveranstaltungen um unbedingte Offenheit und Ehrlichkeit. Unter anderem machten sie deutlich, dass sie die Angaben lediglich im Rahmen der Studie verwenden und nicht etwa an Anstaltsleitung oder Staatsanwaltschaft weitergeben würden.

Gewalt ist absoluter Alltag

Die Gefangenen haben sich sehr offen gegenüber den Kriminologen gezeigt, was sich auf den Erfolg des Forschungsprojektes auswirkte. Bis zu 75 Prozent nahmen an der Studie teil. In der Sozialforschung sind das traumhafte Werte. Die Bereitschaft unter den Gefangenen war letztlich so groß, dass für die Interviews gar nicht alle Interessenten berücksichtigt werden konnten und das Los entscheiden musste. Sowohl in den Fragebögen als auch in den Interviews wird die Alltäglichkeit von Gewalt sehr deutlich. Sie bildet einen wichtigen Regelungsmechanismus für die meisten Gefangenen. Dabei gibt es sehr viele verschiedene Situationen, in denen Gewalt entsteht. Den einen geht etwa darum, Status zu gewinnen, andere nutzen Gewalt, um Schulden einzutreiben oder sich Mitgefangene aus anderen Gründen gefügig zu machen. Es kann auch sein, dass jemand auf Gewalt zurückgreift, um sich auf dem gefängnisinternen Schwarzmarkt für Drogen zu behaupten. Vor allem

Neu-Inhaftierte sind betroffen, etwa wenn andere Gefangene testen, wie weit sie mit ihnen gehen können. Sexuelle Gewalt dagegen kommt laut den Befragungen deutlich seltener vor als das in der Wissenschaft vermutet wurde. Hier liegen die Täterangaben bei ein bis zwei Prozent. „Diese Werte haben uns zunächst verwundert, da in der Forschungsliteratur meist spekuliert wird, dass Vieles aus Scham unbekannt bleibt“, sagt Neubacher. „Ich bin trotzdem der Meinung, dass wir unseren Daten trauen können, zumal eine kürzlich in den USA durchgeführte und methodisch besonders sensible Studie zu ganz ähnlichen Ergebnissen kommt“.

Viele Täter, kaum Opfer?

Die Angaben zu Opfersituationen sind in der Regel niedriger als die Quoten zur Täterschaft. Es gibt verschiedene Erklärungsmöglichkeiten dafür. Es könnte daran liegen, dass sich Gefangene ungern als Opfer bezeichnen. Nicht von ungefähr wird das Wort unter Jugendlichen als Beleidigung gehandelt. Da würde es nicht wundern, wenn in der Wahrnehmung des einen oder anderen Teilnehmers die Erinnerung an eine solche Situation verdrängt wird. Letztlich greift diese Erklärung aber nicht durch, wenn man berücksichtigt, dass sich immerhin fast 80 Prozent der befragten Gefangenen als Opfer irgendeiner Form von Gewalt zu erkennen gegeben haben. Neubacher geht deshalb davon

aus, dass häufig mehrere Täter ein Opfer drangsalieren, wie es auch bei dem Foltermord von Siegburg der Fall war. Gewalt ist vielfach ein Gruppenphänomen.

Beim Auswerten der Fragebögen fiel den Kriminologen zudem auf, dass man in vielen Fällen nicht eindeutig zwischen Tätern und Opfern unterscheiden kann. 70 Prozent der Gefangenen gaben an, in den letzten Monaten sowohl Täter als auch Opfer gewesen zu sein. Neubacher: „Darin zeigt sich die Dynamik des Geschehens. Ich finde, das muss Konsequenzen für den Umgang der Strafvollzugsbediensteten mit dem Thema Gewalt haben. Man kann die Gefangenen nicht einfach in die bösen Täter und die guten Opfer aufteilen. Die meisten treten in beiden Rollen auf.“

Wege aus dem Inhaftierungsschock

Praktisch alle Jugendlichen sind erst einmal wie vor den Kopf geschlagen, wenn sie als Unerfahrene in den „Knast“ kommen. In den ersten Tagen und Wochen müssen sie sich irgendwo zwischen den Regeln der Anstaltsleitung und der Gefangenenkultur positionieren. Das Faustrecht dieser Subkultur ist ein typisches Problem. Regeln nach dem Motto „Wenn man einsteckt, muss man sich selber helfen“ oder „Man verpfeift keinen Mitgefangenen“ sind für die Gefangenen oft maßgeblich, weil sie unter den Mitgefangenen nicht negativ auffallen wollen. Nur den Wenigsten gelingt es, sich komplett aus dieser Dynamik



herauszuhalten. Mit fünf bis sechs Prozent ist das die kleinste Gruppe in der Studie von Neubachers Team. Die Anderen müssen sich irgendwie in dem System behaupten, um mit der neuen Situation zurechtzukommen. Vor allem für Neuzugänge ist es eine Phase, in der sie enormem Stress ausgeliefert sind. Deswegen wollten die Kriminologen nicht nur das Gewaltpotenzial untersuchen, sondern auch Suizid in Haft. „Die ursprüngliche Idee war, dass Gewalt und Suizid zwei unterschiedliche Anpassungsstrategien sein können, um mit der Inhaftierungssituation umzugehen“, betont Neubacher. Die Studie zeigte allerdings, dass nur vier Prozent der Gefangenen in den vorangegangenen drei Monaten Suizidgedanken hatten, was eine unerwartet geringe Quote ist. Die Gründe für diese Gedanken lagen hierbei zudem eher in dem privaten Umfeld, wogegen die Umstände der Inhaftierung von deutlich untergeordneter Bedeutung waren.

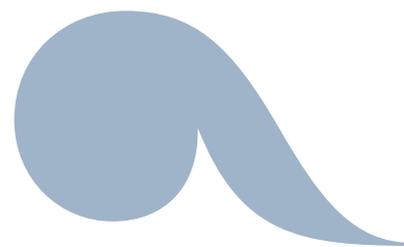
Die Gefängnisse sind Teil des Problems

Während die Suizidneigung in der Regel mit längerem Verbleib in Haft abnimmt, ist es bei der Gewalt umgekehrt. Es gibt eine

starke Dynamik in Richtung der Zunahme der Tätergruppe. Selbst jemand, der der Gewalt eher abgeneigt ist, gerät schnell in eine Situation, in der er ihr nicht ausweichen kann. Die Gefangenen schildern ihre Gewalterlebnisse jedenfalls in einer Weise, die keinen Zweifel daran lässt, dass sie Gewalt in dieser Umgebung als normal und in gewisser Weise sogar berechenbar ansehen.

Zusätzlich zu den Inhaftierten sah die Studie noch eine Kontrollgruppe außerhalb der Gefängnisse vor. Diese setzte sich aus vergleichbaren Bewährungsprobanden zusammen, d.h. männlichen Altersgenossen, die zwar ähnliche soziale Probleme hatten, aber nicht in Haft waren. Das überraschende Ergebnis war, dass sie in allen Bereichen (Täterschaft, Gewaltausübung, Opfereigenschaft und Suizidalität) höhere Werte aufwiesen als die inhaftierten Teilnehmer. Dabei haben doch gerade sie von den Gerichten eine positive Sozialprognose bekommen. Hier wird das Dilemma der Jugendgefängnisse deutlich, denn ein Teil des Problems ist der Strafvollzug selbst. „Unsere Daten machen deutlich, dass Gefängnisse einerseits Gewalt fördern“, betont Neubacher.

„Andererseits würde möglicherweise noch mehr passieren, wenn die Gefangenen frei und unkontrolliert ihren bisherigen Lebensstil fortsetzten. So schwierig es mit dem Strafvollzug ist, hält er anscheinend doch irgendwie den Deckel drauf.“



In November 2006, a correctional facility in Siegburg gained notoriety: three young men drove a fellow inmate, Herman H., to commit suicide after subjecting him to torture for many hours and raping him. The case hit the headlines and highlighted not only the abhorrent behaviour of the perpetrators but also shortcomings in the penal system. As an interim measure, the Ministry of Justice immediately enforced that cells can hold no more than two inmates.

lem with violence in German young offenders' facilities. In addition to the recent case, there have been four other cases that did not make the headlines. This was the finding of Neubacher and his team when they compared details from the interviews about the detainees with information from their files. A total of 882 inmates from facilities in Heinsberg and Herford in North Rhine-Westphalia and Ichtershausen in Thüringen took part. Siegburg was not included in the research project because it was in the process of moving facilities at the time. The researchers visited each of the facilities on four different occasions over a period of 12 months. The findings speak for themselves: on each occasion, up to 47 per cent of the detainees asked reported that they had inflicted grievous bodily harm during the previous three months. When other forms of violence were taken into account, such as bullying and threatening behaviour, up to 82 per cent of inmates admitted to being perpetrators. The directors of the facilities examined were not pleased about the assessment of the criminologist. Ultimately, it is their responsibility that inmates are provided with humane conditions. However, these numbers are of high relevance for politicians.

Even if such an extreme case represents the exception rather than the rule, violence has become part of everyday life in youth correctional facilities. The question here is: in which context does the violence occur? It is not usually reported which is why there were no accurate numbers regarding this phenomenon. In the past, studies were based on the evaluation of prison records. Professor Frank Neubacher from the Institut für Kriminologie (Institute of Criminology) wanted more than this for his study. Funded by the DFG, he and his team undertook an extensive research project involving many German correctional facilities. In order to get more insight into the problem of violence and suicide, the researchers spoke directly to detainees. "We spoke to the same prisoners regularly over the course of a year in order to examine the dynamics of violence in youth justice system," explains Professor Neubacher. "This is the first study of its kind anywhere in the world."

Almost every second detainee perpetrates violence

It is no secret that there is a serious prob-

A comprehensive data set of great significance

For this reason, it was even more important that the findings of his study were based on solid methodology. The fact that the study was longitudinal and involved four different encounters with the test persons is why the criminologist has no reason to doubt the results: "If we had only gathered one set of data, then it could be argued that occurrences in the facility influenced the data," says the criminologist. "During the inquiry period, many inmates were released and new inmates entered the facility. Despite this, we established on each of the four visits to the facilities that there was the same level of all types of violence in each one." The participants provided information on their involvement in violent situations in a questionnaire; some also took part in interviews. In addition to this, the criminologists were able to verify

certain information as they had access to the prisoners' files. Before this, they asked the inmates to be open and honest at information events. They also made it clear that the information would only be used within the framework of the study and not passed onto the management of the facilities or the public prosecution department.

Violence is part of daily life

The inmates were very honest with the criminologists and this influenced the success of the research project. Up to 75 per cent of the inmates participated in the study – excellent values for social research. Inmates were so willing to participate in the study that not all of those interested could be included and lots had to be drawn for the final study. The everydayness of violence became clear both in the survey as well as in the interviews; it forms an important regulation mechanism for most of the inmates. There are many different types of situations where violence occurs. Some use it to gain status, others use violence to collect debts, while others perpetrate violence to make other inmates submissive. Violent behaviour was also perpetrated where inmates wanted to assert their place in the centres' black markets. This applies to new inmates in particular as the other inmates often test how far they can go with them. According to the study, sexual violence in contrast is not as common in young offenders' facilities as was assumed by researchers in the past; according to this study, it is one to two per cent.

"We were amazed by these values at first as research usually speculates that much remains unknown due to shame," says Neubacher. "I still think, however, that our data is trustworthy especially as a similar particularly sensitive methodically study that was recently carried out in the USA produced very similar findings."

So many perpetrators but who are the victims?

The data usually implies that there are less incidents of violence than there are perpetrators. There are different explanations for this. It may be due to the inmates not

wanting to be perceived as victims; it is not without reason that the word “victim” is perceived as an insult by many young people. Therefore, it is not unusual that some of the participants may have repressed memories of certain incidents. This explanation is ultimately not plausible when one considers that almost 80 per cent of the inmates asked indicated that they had been the victim of some form of violence. Neubacher therefore assumes that it is often the case that multiple perpetrators harass the same victim as in the case of the torture and killing in Siegburg.

In many cases, violence is a group phenomenon. In addition to this, it occurred to the criminologists when they were evaluating the data that in many cases it was difficult to discern between the perpetrator and the victim. 70 per cent of the inmates indicated that they had been both the perpetrator and victim of violence. “The dynamics of the events are demonstrated by this. I find that this has to have consequences for the ways in which prison officers deal with the subject of violence. The inmates cannot simply be labelled as good or bad. Most of them fall into both categories,” explains Neubacher.

Dealing with the trauma of imprisonment

Almost all youths who are sent to “jail” for the first time experience some type of

trauma. In the initial weeks, they have to find their place somewhere between the rules of the detention centre and those of the inmate sub-culture. This subculture’s law of the jungle is a typical problem. Rules according to the mottos: “He who takes a beating, has to fend for himself” or “You don’t rat on fellow inmates” often apply because inmates do not want to attract negative attention from their fellow inmates. Only very few manage to avoid becoming part of this dynamic.

This group, which comprises five or six per cent, represents the smallest group of the study undertaken by Neubacher’s team. The others had to somehow hold their own within the system in order to deal with new situations. For new detainees this is an extremely stressful phase. For this reason, the criminologists not only wanted to examine the potential here for violence but also for suicide in confinement. “The original idea was that violence and suicide were two different adaptation strategies for dealing with incarceration,” emphasizes Neubacher.

The study showed, however, that only four per cent of the detainees had had suicidal thoughts in the previous three months, which was an unexpectedly low quota. The reasons for these thoughts were more likely to be due to the detainees’ private lives while the circumstances of their confinement were of much less significance.

The facilities are part of the problem

While the suicidal tendencies of detainees tend to decrease over time, the opposite is true for violence. There is a strong dynamic in the direction of the rise of perpetrator groups. Even those who are normally averse to violence can quickly find themselves in a situation they cannot get out of. The detainees describe their experiences of violence in a manner that leaves no doubt that violence in this environment is normal and to even to be expected.

In addition to the detainees, the study also used a control group outside of the young offenders’ facilities. This comprised comparable text subjects on probation, i.e. male contemporaries, who had similar social problems but were not in a detention centre. The surprising finding was that in all areas (delinquency, violence, victim and suicide), they had higher values than those of the detainees – although these were the ones who had been given a positive social prognosis from the courts. The dilemma of the youth justice system becomes clear here because part of the problem is the sentencing. “Our findings make it clear that, on the one hand, jail encourages violence,” emphasizes Neumacher. “On the other hand, it is possible that there would be more if the detainees were free to continue their previous lifestyle. As difficult as it is with the youth criminal justice system, it does seem to contain it [the violence].”



„Steuervereinfachung ist eine schwierige Angelegenheit“

Die Steuerexpertin Johanna Hey erzählt, warum sich im Steuerrecht die gesamte Lebenswirklichkeit widerspiegelt

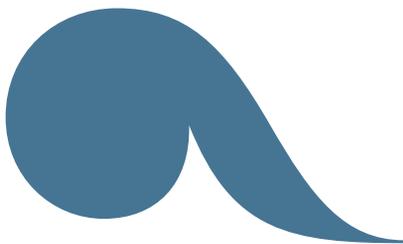
“Tax simplification is no easy matter”

Tax expert Johanna Hey explains how tax law is reflected in all areas of life

Sebastian Grote

Für die meisten Menschen ist das Thema „Steuern“ eine trockene Materie. Dabei erfasst das Steuerrecht alle Lebensbereiche. Johanna Hey, Professorin für Steuerrecht an der Universität zu Köln, gibt Einblick in die wichtigsten Aspekte des Steuerrechts.

For most people, taxation is dry subject. At the same time, however, tax laws apply to all areas of life. Johanna Hey, professor of tax law, provides us with insight into the most important aspects of tax law.



Den meisten Menschen graut es vor der jährlichen Steuererklärung. Woher kommt Ihr Interesse für das Steuerrecht?

Auf den ersten Blick denken alle, das sei eine trockene Materie. Dabei erfasst das Steuerrecht alle Lebensbereiche. Ob Finanztransaktionsteuer zur Bewältigung der Folgen der Banken- und Finanzkrise oder Ehegattensplitting für gleichgeschlechtliche Paare – die gesamte Lebenswirklichkeit spiegelt sich im Steuerrecht wider. Es ist gleichzeitig aber auch ein hochpolitisches Recht. Kein Bundestagswahlkampf kommt ohne große Steuerthemen aus, sei es „mehr netto vom brutto“ oder die „Millionärssteuer“. Dabei wird meist äußerst schlicht argumentiert. Für umso wichtiger halte ich es, aufzudecken, was sich hinter den Schlagwörtern verbirgt.

Was sind Ihre Forschungsschwerpunkte?

Neben den direkten Steuern, Einkommens- und Unternehmenssteuern, interessiere ich mich besonders für verfassungsrechtliche Grundlagen des Steuerrechts

und die Einflüsse des Europarechts. Ganz aktuell beschäftigt mich die Diskussion um die Vermögensteuer. Das Thema ist nicht nur ideologisch vermint, sondern auch verfassungsrechtlich spannend.

Sie stehen in der Rechtstradition von Klaus Tipke und Joachim Lang. Was macht die sogenannte „Kölner Steuerrechtsschule“ aus?

Die Kölner Schule steht für eine Prinzipienorientierung des Steuerrechts, für Systemkonsequenz und für gleichmäßige Besteuerung nach wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit. Es geht, wie in vielen anderen Rechtsgebieten um Wertungen, aber diese sind nicht beliebig. Die Akzeptanz der Besteuerung hängt zentral davon ab, dass das Steuerrecht als gerecht wahrgenommen wird. Die Steuermoral der Bürger steht und fällt – um mit Klaus Tipke zu sprechen – mit der Besteuerungsmoral des Staates.

Lässt sich mit Steuern Gerechtigkeit schaffen?

Steuern werden in großem Stil zur Verhaltenslenkung und zur Organisation von Umverteilung eingesetzt. Das Steuerrecht wird mit allen möglichen Zwecken befrachtet: von Familienförderung über Wirtschaftsförderung bis hin zu Umweltschutz. Steuerrechtler sind gegenüber Lenkungsnormen in der Regel sehr zurückhaltend. Sie sind oft ineffizient und komplizieren das Steuerrecht, weil sie letztlich sachfremd sind.

Wie sollte kurz skizziert ein Steuerethos aussehen?

Zentral für ein ethisches Steuerrecht ist zum einen die Gleichmäßigkeit der Besteuerung. Steuern sind per definitionem ein Eingriff ohne Gegenleistung. Erträglich ist dieser Eingriff nur, wenn die Steuerlast gleichmäßig nach Leistungsfähigkeit auf alle Bürger verteilt wird. Eine Frage der Ethik ist aber auch die Höhe der Steuerlast. Zwar ist es zunächst Aufgabe der Politik, Staatsaufgaben zu definieren und damit die Höhe des benötigten Steueraufkommens. In einem freiheitlichen Rechtsstaat sind der staatlichen Tätigkeit aber Grenzen gesetzt. Steuergerechtigkeit bedeutet Gleichmaß ebenso wie Mäßigung.

Zu welchen Zwecken zahlen wir überhaupt Steuern?

Anders als Gebühren und Beiträge sind Steuern in aller Regel nicht zweckgebunden, sondern fließen in den allgemeinen Staatshaushalt. In der politischen Diskussion wird das häufig anders dargestellt. Das führt zu lustigen Slogans wie „Rasen für die Rente“, wenn die Erhöhung der Mineralölsteuer mit der Finanzierung der Rentenversicherung begründet wird. Eine rechtliche Zweckbindung gibt es dabei nicht.

Ist unser Steuerrecht zu kompliziert?

Das deutsche Steuerrecht ist in der Tat kompliziert, vor allem weil der Gesetzgeber einzelfallbezogen agiert. Die Gesetzesqualität lässt zu wünschen übrig. Oft sind die Gesetze nicht durchdacht, das macht

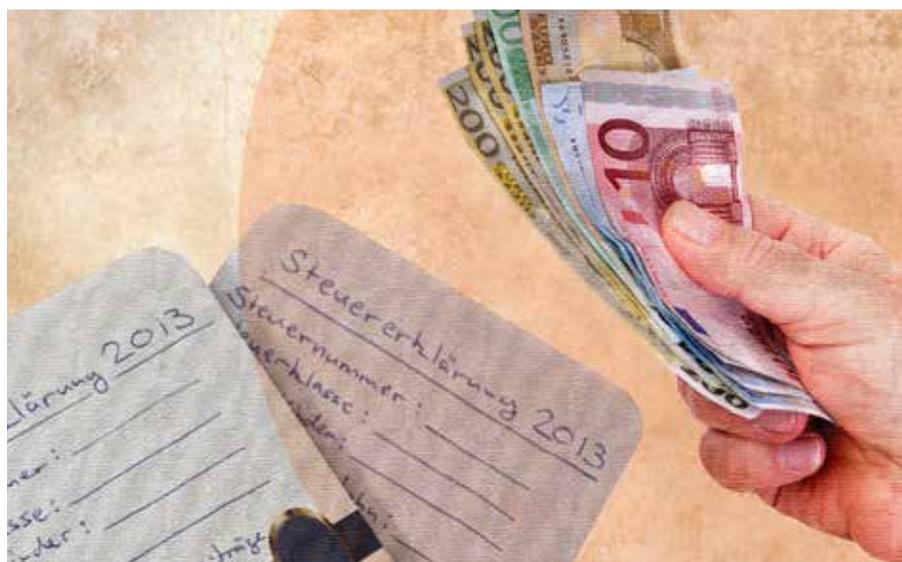
sie unübersichtlich und damit auch kompliziert. Besonders kompliziert sind Regeln, mit denen der Gesetzgeber versucht, Missbrauchsfälle zu erfassen. Zu kompliziert und unnötig kompliziert ist das deutsche Steuerrecht dort, wo Abgrenzungstreitigkeiten durch die Ungleichbehandlung vergleichbarer Sachverhalte erzeugt werden.

Wie sieht es im Vergleich zu anderen Ländern aus?

Das Steuerrecht in Deutschland ist nicht wesentlich komplizierter als in anderen entwickelten Staaten. Das liegt zum einen daran, dass komplexe Lebenssachverhalte zu regeln sind, zum anderen daran, dass auch im Ausland die Qualität der Steuergesetzgebung nicht zwingend besser ist als in Deutschland. Es wird oft darauf verwiesen, dass ein Großteil der Weltsteuerrechtsliteratur aus Deutschland stammt. Das muss nicht unbedingt ein Nachteil sein. Die deutsche Steuerrechtswissenschaft ist international anerkannt. Deutschland verfügt über eine rege steuerwissenschaftliche Diskussionskultur, über eine hoch entwickelte Steuerrechtsdogmatik.

Wo sehen Sie Möglichkeiten einer Steuervereinfachung? Ist die oft geforderte Steuererklärung auf dem Bierdeckel Ihrer Meinung nach möglich oder ein reiner Mythos?

Der Bierdeckel ist eine Chiffre. Vereinfachung ist ein sehr gewichtiges Ziel, weil ein kompliziertes Steuerrecht Dummsteuereffekte nach sich zieht. Wer gut beraten

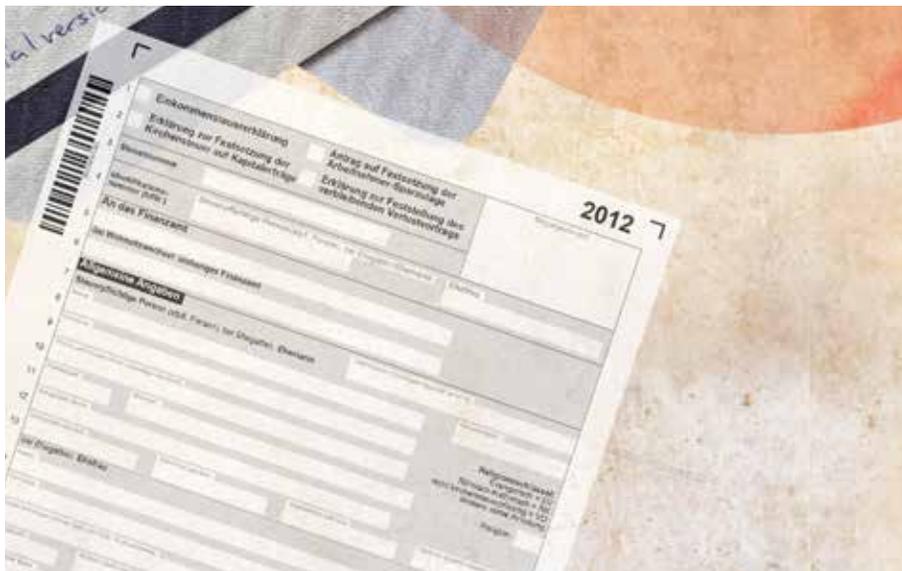


ist, zahlt bei gleicher Leistungsfähigkeit weniger. Am einfachsten ist der Verzicht auf Steuern. Man könnte zum Beispiel von der Wiedereinführung der hochkomplizierten Vermögensteuer absehen.

Steuervereinfachung eine schwierige Angelegenheit. Sie können nicht einfach ein paar Normen wegstreichen, und dann ist alles ganz einfach. Vereinfachung hat viel mit Vergrößerung zu tun, mit Typisierung und Pauschalierung. Kompliziert ist das Steuerrecht allerdings auch wegen der ständigen Änderungen, die ganz überwiegend daran liegen, dass Regeln nicht vernünftig durchdacht sind. Hier gäbe es einigens Verbesserungspotenzial.

Konnten Sie Ihre Vorstellungen eines gerechten Steuerrechts schon an die Politik vermitteln?

Politikberatung ist ein sehr mühsames Geschäft und man sollte sich als Wissenschaftler nicht überschätzen. Der Einfluss, den man nehmen kann, ist oft ein mittelbarer. Die Wissenschaft beeinflusst die Rechtsprechung, insbesondere auch des Bundesverfassungsgerichts, dem sich dann wiederum der Gesetzgeber beugen muss. Manchmal kann man aber auch durch unmittelbare Politikberatung einwirken. Dabei sehe ich meine Aufgabe in erster Linie darin, Zusammenhänge und Regeln zu erklären. Nicht ist fataler als



Politiker, die über Gegenstände abstimmen, die sie nicht verstehen.

Wird das Steuerrecht von der Politik für den Wahlkampf instrumentalisiert?

Die Politik ist da ziemlich skrupellos. Man meint, mit dem Steuerrecht praktisch jeden Bürger zu erreichen, interessanterweise oft unabhängig davon, ob er tatsächlich von einer Steuer betroffen ist. Es ist ein großer Unterschied zwischen tatsächlicher und gefühlter Steuerlast – ein interessantes steuerpsychologisch leider noch nicht hinreichend erforschtes Phänomen.

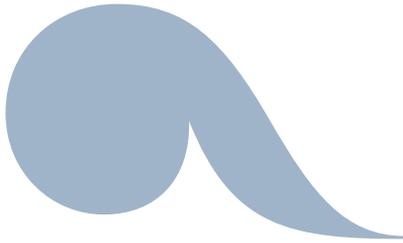
Müssen die europäischen Steuersysteme rechtlich angeglichen werden?

Das hängt sehr stark davon ab, als was man Europa wirtschaftspolitisch begreift: Als Gruppe autonomer und miteinander konkurrierender Nationalstaaten, als einheitlichen Wirtschaftsraum oder als durch den Euro zusammengespannte Schicksalsgemeinschaft. Und diese Frage ist ein Stückweit unabhängig von den europäischen Verträgen, wie wir an den vertraglich ausgeschlossenen Unterstützungsleistungen für die Krisenstaaten gesehen haben. Unabhängig von diesen Grundsatzen wäre es eine große Vereinfachung, wenn ein europäisch agierendes Unternehmen nicht mit 27 unterschiedlichen Gewinnermittlungs- und Steuerregi-

men konfrontiert wäre. Harmonisierung würde die Transparenz erhöhen.

Was genau sind hierbei die Hürden?

Nicht zuletzt das gescheiterte Steuerabkommen mit der Schweiz zeigt, dass es in Europa unterschiedliche Vorstellungen von Besteuerung gibt. Wie gerecht oder gut kann ein nationales Steuerrecht noch im europäischen Kontext sein? In den Grundfragen divergieren die Gerechtigkeitsfragen gar nicht so stark. Andere Staaten sind aber pragmatischer oder sehen stärker die wirtschaftspolitischen Effekte. Das gilt für die Schweiz, die versucht, mit dem Steueraufkommen ihr Ansehen als Bankenstandort zu retten, wobei das durchaus umstritten ist. Bisher fußte das Erfolgsmodell des Bankenstandortes Schweiz ja gerade auf dem Steuergeheimnis. Aber sicherlich muss auch Deutschland im internationalen und europäischen Wettbewerb, den Sie mit Ihrer Frage ansprechen, entscheiden, ob es um Steuereinnahmen oder Arbeitsplätze geht. Die Öffnung der Volkswirtschaften stellt das Steuerrecht vor große Herausforderungen.



Most people dread their annual tax return. What made you interested in tax law?

At first glance, everybody thinks it is dry subject – but tax law covers all areas of life. Whether it is financial transaction tax to deal with the consequences of the banking and financial crisis or spouse splitting for same-sex couples – the whole reality of life is reflected in tax law. At the same time it is also a highly political law. No Bundestag election campaign runs without the mention of big tax topics, be it “more net from the gross” or the “millionaires’ tax”. The arguments used in the process are usually extremely basic, which is why I think it is all the more important to expose what is concealed behind the catchwords.

What are the foci of your research?

In addition to direct taxes, income and corporate taxes, I am especially interested in the constitutional laws that underlie tax law and the influences of European law.

Right now I am examining with the debate surrounding property tax. This topic is not only an ideological minefield, it is also exciting in terms of constitutional law.

You belong to the legal tradition of Klaus Tipke and Joachim Lang. What is the so-called “Kölner Steuerrechtsschule (Cologne Tax Law School)” about?

The school in Cologne stands for tax law with a focus on principles, consistency throughout the system, and uniform taxation based on economic performance. As in many other legal areas, there are valuations involved, but these are not arbitrary. Taxation acceptance crucially hangs on tax law being perceived as fair. Citizens’ tax-paying morale stands and falls – to borrow Klaus Tipke’s phrase – with the state’s taxation morale.

Can fairness be achieved with taxes?

Taxes are used in grand style to control conduct and organise redistribution. Tax law is freighted with all sorts of purposes: from family support to business promotion through to conservation. Tax lawyers are generally very cautious vis-à-vis standards that control – they are often inefficient and they complicate tax law because ultimately they are irrelevant.

Could you briefly outline what taxation ethics should look like?

One crucial aspect for ethical tax law is uniform taxation. Taxes are by definition an intervention with no favours in return. This intervention can only be put up with if the tax burden is evenly distributed across all citizens, based on performance. The amount of the tax burden is also a question of ethics, though. Yes, it is the task of politics initially to define government expenditure and hence the necessary amount of tax revenue, but in a liberal constitutional state there are limits set on state activity. Tax fairness means uniformity and likewise restraint.

Where do the taxes we pay go, anyway?

Unlike fees and contributions, taxes aren’t generally earmarked, but flow into the general national budget. This is often put a different way in political discussion – which leads to amusing slogans like “Race for your pensions”, when pension scheme funding is put forward to justify the rise in mineral oil tax. There is no legal earmarking done in the process.

Is our tax law too complicated?

German tax law is indeed complicated, especially because the legislator acts on a case-by-case basis. Statutory quality leaves something to be desired. Often the statutes are not carefully thought through;

this makes them opaque and hence complicated. Particularly complicated are rules the legislator uses to try and record cases of abuse. German tax law is too complicated, and unnecessarily complicated, when demarcation disputes are stirred up due to the unequal handling of comparable facts.

How does it look compared with other countries?

Tax law in Germany is not significantly more complicated than in other developed nations. For one thing, this is because complex life issues have to be regulated, and for another thing, quality of tax legislation abroad is not necessarily better than it is in Germany. It is often pointed out that a majority of the world's tax law literature comes from Germany. This does not necessarily have to be a drawback. German tax jurisprudence enjoys international renown. Germany has a lively tax law debating culture, a highly developed tax law doctrine.

Where do you see options for simplifying taxes? Is the oft-demanded tax return on a beer mat possible, do you think, or a pure myth?

The beer mat is meant metaphorically. Simplification is a very weighty objective, because complicated tax law entails dummy tax effects. If you get good advice, you will pay less on the same performance. The simplest thing would be to dispense with taxes. The reintroduction of the highly complicated property tax could be abandoned, for example.

Tax simplification is no easy matter. You cannot just cross out a couple of standards and then it's all quite easy. Simplification

has a lot to do with oversimplification, with standardization and generalization. Tax law is also complicated, however, because of the constant changes, which are predominantly due to the fact that rules are not sensibly thought through. There is room for some improvement there.

Have you ever managed to get your ideas about fair tax law across to politicians?

Policy advice is a highly laborious business and as an academic you should not overestimate yourself. The influence you can have is often an indirect one. Academia influences jurisdiction, particularly also at the German Federal Constitutional Court, to which the legislator has to bow in turn. You can make an impact by means of direct policy advice sometimes, though. There I primarily see it as being my task to explain contexts and rules. Nothing is more fatal than politicians voting over subjects they do not understand.

Is tax law exploited by politicians for election campaigns?

Politics is fairly unscrupulous, there. The idea is that tax law can be used to reach out to practically every citizen, interestingly usually regardless of whether that citizen is actually affected by a tax. There is a big difference between the actual and perceived tax burden – an interesting phenomenon that unfortunately has not been researched enough in the area of tax psychology yet.

Do European tax systems need to be legally adjusted?

That very strongly depends on what Eu-

rope is understood to be in terms of economic policy: as a group of autonomous and competing nation states, as a unitary economic area, or as a community of fate harnessed together by the Euro. And this question is considerably remote from the European treaties, as we saw from the contractually excluded support payments for the states in crisis. Regardless of these fundamental questions, it would be a great simplification if a company that is active Europe-wide was not confronted with 27 different profit calculation and tax regimes. Harmonisation would increase transparency.

What exactly are the obstacles in this context?

Not least the failed tax agreement with Switzerland shows that there are different notions of taxation in Europe. How fair or good can a national tax law still be in the European context? Fundamentally, questions of fairness do not diverge all that strongly. However, other states are more pragmatic, or have a sharper view of the economy policy effects.

That is the case with Switzerland, which is trying to use tax revenue to salvage its reputation as a banking location – but that is very controversial, as after all, so far, Switzerland's success as a banking location has been based precisely on tax secrecy. Certainly, though, Germany also needs to decide, amid the international and European competition you address with your question, whether the concern is tax revenue or jobs. The opening of economies means major challenges for tax law.



„Hut“ oder „Huhn“ – FinKon-Test untersucht Spracherwerb bei schwerhörigen Kindern

“Hut [Hat]” or “Huhn [Hen]” – The FinKon test examines the language acquisition of hearing impaired children

Department
Heilpädagogik und
Rehabilitation

Für Kinder mit einer angeborenen Schwerhörigkeit stellt der Erwerb gesprochener Sprache ein besonderes Problem dar.

Medizinische Maßnahmen, pädagogische Förderung und Hörgerätetechnik sollen dabei helfen, die Hörfähigkeit schwerhöriger Kinder zu verbessern. Hierzu leistet die Forschung einen entscheidenden Beitrag. Bisher konzentriert sich die Spracherwerbsforschung auf Kinder, die hochgradig schwerhörig oder gehörlos sind. Zum Spracherwerb mittelgradig schwerhöriger Kinder – sie haben auf dem besseren Ohr einen durchschnittlichen Hörverlust von bis zu 80 dB – gibt es bislang nur wenige Studien.

Ein interdisziplinäres Team aus Ärzten, Linguisten und Hörgeschädigtenpädagogen des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf, der Universität Bremen und der Universität Gent hat in einem DFG-geförderten Forschungsprojekt untersucht, wie Kinder mit einer mittelgradigen Schwerhörigkeit Verbflexionen und Wortstellungen erlernen.

Verbflexionen spielen beim Erwerb z.B. der deutschen Sprache eine entscheidende Rolle, denn die Beugung von Verben ist eine grundlegende Voraussetzung für den grammatikalisch einwandfreien Gebrauch der Sprache. Um Verben beugen zu können, müssen Kinder Verb-Endungen unterscheiden lernen. Normalerweise ist der Spracherwerb eines Kindes im Wesentlichen bis zum dritten Lebensjahr abgeschlossen.

Wie gut Kinder mit einer mittelgradigen

Schwerhörigkeit Verb-Endungen differenzieren können, überprüften die Forscher mit einem speziell zu diesem Zweck entwickelten Testverfahren, dem FinKon-Diskriminationstest. Der Test ermittelt anhand von Bildkarten, die Gegenstände aus der kindlichen Lebenswelt darstellen, wie gut die Kinder die Karten dem passenden gesprochenen Wort zuordnen können. Dabei werden Wortpaare verwendet, die sich nur im Auslaut unterscheiden – wie z.B. „Hut“ und „Huhn“ – und durch ein Kontrollwort ergänzt, bspw. „Haus“. Der Test stützt sich auf die Überprüfung von Nomen, nicht von Verben, um die Wahrnehmung von Konsonanten unabhängig von ihrer grammatischen Funktion zu testen.

Bisherige sprachaudiometrische Tests erlauben keine systematische auditive Unterscheidung von Konsonanten in einer bestimmten Silbenposition bzw. testen nur An- und Inlaute. Erste Ergebnisse des FinKon-Tests geben Hinweise darauf, dass sich mit dem Test relevante Aspekte der auditiven Diskriminierung überprüfen lassen. Die Testergebnisse machen ferner deutlich, wie wenig Kinder mit einer mittelgradigen Schwerhörigkeit in der Lage sind, Silbenauslaute zu hören. Sie haben damit das gleiche Risiko, Sprache nur eingeschränkt zu erwerben, wie Kinder mit einer Innenohrschwerhörigkeit.

In einem Nachfolgeprojekt unter Beteiligung der Uni Köln soll nun untersucht werden, ab welchem Grad des Hörverlusts deutliche Unterschiede im Grammatikerwerb festzustellen sind und ob die Versorgung mit einem Hörgerät oder einem Cochlear Implant sich unterschiedlich auf die Wahrnehmung und der Erwerb von

Sprache auswirkt. Ein Vergleich mit Kindern, die eine Sprachentwicklungsstörung haben, soll ferner zeigen, ob die sprachlichen Beeinträchtigungen bei schwerhörigen Kindern eindeutig auf ihr vermindertes Hörvermögen zurückzuführen sind. Ziel des Folgeprojekts ist es, sprachliche Charakteristika schwerhöriger Kinder zu identifizieren und von anderen sprachlichen Auffälligkeiten abzugrenzen. Die Ergebnisse sollen darüber hinaus für die therapeutische und pädagogische Praxis nutzbar gemacht werden.

Acquiring spoken languages is especially difficult for children born with a hearing impairment. Medical measures, pedagogic advancement and hearing device technology have helped improve the hearing ability of moderately hearing impaired children. Research has also made a decisive contribution to this. Up until now, language acquisition research has concentrated on children, who are profoundly hearing impaired or deaf. With regard to the language acquisition of moderately hearing impaired children, i.e. children who have an average hearing loss of up to 80 dB, there have been very few studies up until now. An interdisciplinary team comprising doctors, linguists and teachers of the deaf of the University Hospital Hamburg-Eppendorf, the University of Bremen and Ghent University examined in a research project, which was funded by the DFG, how children with a moderate hearing impairment learn inflection and word order.

Verb inflection plays in the acquirement of, for example, the German language

a decisive role because the inflection of verbs is a fundamental prerequisite for the grammatically correct use of the language. To be able to inflect verbs children must be able to learn the differentiate between verb endings. Normally language acquisition is complete by the third birthday. How well children with a moderate hearing disability are able to differentiate between verb endings is what the academics are examining with a test process developed especially for this purpose, i.e. the FinKon discrimination test. Using picture cards depicting objects from children's environments, the test investigates how well children can match the right spoken word to the right card. In the process, word pairs are used which only differ in the pronunciation – such as, for example, the words “hen” and “hat” – and complemented through a control word, such as “house”. The test uses nouns, and not verbs, to test the grammatical function of consonants in-

dependent of their grammatical function. Speech audiometric tests up until now have not allowed for the testing of systematic auditive differentiation between consonants in specific syllable positions, i.e. the initial position or onset. Initial results from FinKon testing indicate that relevant aspects of the auditive discrimination can be tested. The test results also clarify how few children with a moderate hearing disability are in a position to hear a syllable coda. They have therefore the same risk as children with labyrinthine deafness to not completely acquire a language. In a follow-up project involving the University of Cologne it is to be investigated from which degree of hearing impairment significant differences in grammar acquisition can be determined and whether using a hearing aid or a cochlear implant affects the perception and acquirement of language. A comparison with children who have a language impairment should also

show whether the language impairment is the result of their disability. The objective of the follow-up project is to identify language characteristics of profoundly deaf children and to distinguish them from other language features. The findings are also to be incorporated into treatment and pedagogical practice.

Freundliche Pilze: Wissenschaftler erforschen das Mikrobiom von Pflanzen

Friendly Funghi: Scientists have been researching the Microbiomes of Plants

CEPLAS, Cluster of Excellence on Plant Sciences
CEPLAS, Cluster of Excellence on Plant Sciences



Pflanzen leben in einer engen Partnerschaft mit Mikroorganismen: Pilze und Bakterien sorgen als Bewohner in und auf ihnen für positive oder negative Effekte. Einerseits können sie als sogenannte Phytopathogene das Wachstum der Pflanzen hemmen und sie schädigen. Andererseits sorgen manche Mikroorganismen dafür, dass z.B. Stickstoff und Phosphor, wichtige Elemente für das Wachstum der

Pflanzen, verstärkt aufgenommen werden – eine Fähigkeit, die sehr bedeutsam beim Anbau von Nahrungspflanzen ist. Kölner Forscher von CEPLAS, dem Exzellenzcluster für Pflanzenwissenschaften, wollen nun herausfinden, wie die Pflanzen mit ihren winzigen Helfern interagieren und welche Teile des Genoms dafür verantwortlich sind. Die Studie wird in Zusammenarbeit mit dem Max-Planck Institut für Pflanzenzüchtungsforschung in Köln durchgeführt, das sich mit der Erforschung des bakteriellen Mikrobioms beschäftigt. Objekt der wissen-

schaftlichen Neugier beider Institutionen ist *Arabis alpina* – die Alpen-Gänsekresse. Das kälteliebende Kreuzblütengewächs bevorzugt unwirtliche Umgebungen. Dies führen Biologen unter anderem auf seine Fähigkeit zurück, die wachstumsfördernden Eigenschaften ihres Mikrobioms auszunutzen.

„Bestimmte Pilze und Bakterien helfen den Pflanzen bei der Aufnahme von Stickstoff und Phosphor“, erklärt die Biologin Dr. Juliana Almario. „Das sind aber nur die bekanntesten Effekte.“ Der Einfluss der Mikroorganismen ist nämlich noch wesentlich subtiler: Das Wachstum und die Ausformung der Pflanzenarchitektur werden beeinflusst, sodass Wurzeln, Zweige und Früchte stärker oder schwächer ausgeprägt werden. Mikrobiom ist der Name, den Biologen diesen Gesellschaften aus den verschiedensten Begleitern der Pflanzen nennen. Pflanzen nutzen gezielt das Mikrobiom, indem sie zwischen guten und schlechten Mikroorganismen unterscheiden und die Arbeit der nützlichen fördern. „Es gibt ein typisches Mikrobiom, das sich immer bei einer bestimmten Pflanze findet, egal wo sie wächst. Dieses Kern-Mikrobiom interessiert uns besonders, denn es scheint wichtig für die Pflanze zu sein“, erklärt Almario. Sie interessiert, wie der Genotyp der Pflanze und ihr Ernährungszustand die Struktur des Pilz-Mikrobioms beeinflussen. „Unser Ziel innerhalb von CEPLAS ist zu verstehen, durch welche molekularen Mechanismen die Pflanzen dazu in der Lage sind.“

Mit Hilfe modernster Methoden der DNA-Sequenzierung, des sogenannten „new generation sequencing“, aber auch mit traditionellen Methoden der Kultivierung von Pflanzen soll das Pilz-Mikrobiom der Überlebenskünstlerin *Arabis alpina* bestimmt werden. „Das ist das Interessante daran“, so Almario. Denn die Wissenschaftler haben nicht nur die Liste möglicher Gen-Kandidaten sondern auch die Liste mit den Pilzen, die sich lebend in unseren Kulturen befinden. „Das ist die mikro-ökologische Frage: Die Gene verändern sich, das Mikrobiom auch – welchen Zusammenhang gibt es dazwischen?“ Das Endziel der Wissenschaftler ist, neue Pilzarten zu finden, die über neue wachstumsfördernde Mechanismen verfügen, die benutzt werden

könnten, das Wachstum und die Ernte von wichtigen Feldfrüchten wie zum Beispiel Getreide zu erhöhen.

Pflanzen-Mikroben-Interaktionen sind als komplexe Eigenschaft im Verlaufe der Evolution gleich mehrfach entstanden oder später wieder verloren gegangen. Dies weist auf eine handhabbare Anzahl von Genen hin, die dieser Eigenschaft zugrunde liegen und die natürliche Vielfalt in ihrer pflanzenabhängigen Ausprägung maßgeblich bestimmen. Dies ist eine wichtige Voraussetzung für die Übertragbarkeit von optimalen oder angepassten Mikrobiomen von einer auf die andere Pflanzenart.

 *Plants live in close partnerships with micro organisms: fungi and bacteria as inhabitants in and on them have both negative and positive effects. On the one hand, they can as so-called Phytopathogenes impede the growth of plants and damage them. On the other, some micro-organisms ensure that, for example, nitrogen and phosphor, important elements for plant growth, are absorbed better – something that is very important for the planting of domesticated plants. Cologne researchers from CEPLAS, Cluster of Excellence on Plant Sciences now want to find out how plants interact with their tiny helpers and which parts of the genomes are responsible for this. The study is being undertaken in cooperation with the Max Planck Institute for Plant Breeding Research in Cologne and investigating bacterial microbiomes. The object of the scientific endeavour of both institutions is *Arabis alpina* – Alpine Rock-Cress, a cold-loving brassicaceae that prefers barren conditions. Biologists explain this by its ability, amongst others, to use the growth enhancing characteristics of its microbiomes.*

“Certain fungi and bacteria help the plants in their absorption of nitrogen and phosphor,” explains biologist Dr. Juliana Almario. “These are, however, only the known effects.” The influence of the microorganisms is namely considerably more subtle: the growth and the formation of plant architecture with the result that roots, branches and fruits are weaker or stronger. Microbiomes is the name that

biologists give these plant communities from different species. Plants specifically use the microbiomes by differentiating between good and bad microorganisms and using them optimally. “There are typical microbiomes that are always found on some plants regardless of where they grow. This core microbiome interests us in particular because it seems to be important for the plants,” explains Almario. She is interested in how the genotypes of the plants and their nutritional state influence the structure of the fungi microbiome. “Our objective at CEPLAS is to understand the molecular mechanisms that enable plants to do this.”

*With the help of the most modern methods of DNA sequencing, the so-called “new generation sequencing”, but also traditional methods of cultivating of plants, fungi microbiomes of the survivalist *Arabis alpina* are to be determined. “That is what is so interesting about it,” says Almario. This is possible because the scientists have not only the list of the possible gene candidates but also the list of fungi, which live in our cultures. “That is the micro-ecological question: genes change, microbiomes as well – what is the relationship between the two?” The ultimate aim of the scientist is to find new fungi species which use growth enhancing mechanisms that can be used to increase the harvest of important crops such as, for example, cereals. The interactions of plant microbes as complex properties have evolved and been lost over the course of evolution. This suggests a manageable number of genes, which this characteristic forms the basis of and decisively determines the natural diversity in its plant dependent characteristic. This is an important requirement for the transferability of optimal or adapted microbiomes from one species of plant onto another.*

Wie Hautzellen sich teilen: Neue Erkenntnisse können zum Verständnis von Hautkrankheiten beitragen

How Skin Cells divide: New findings may contribute to a better understanding of skin conditions

Klinik für Dermatologie
und Venerologie
Clinic and Polyclinic
of Dermatology and
Venereology



Forscher des Exzellenzclusters CECAD an der Universität zu Köln, die auch im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 829 „Molekulare Grundlagen der Regulation der Homöostase der Haut“ tätig sind, haben neue, weitreichende Einblicke in die Regulation der Zellteilung von Hautzellen während deren Entwicklung und im Alterungsprozess gewonnen.

Eine neue Studie zeigt, wie das Teilungsverhalten von Hautzellen durch spezifische Rezeptoren an der Zelloberfläche (Insulin- und IGF-1-Rezeptor) und ein regulierendes Protein im Zellkern (p63) gesteuert wird.

Die Erkenntnisse der Arbeitsgruppe um Professorin Dr. Carien Niessen an der Klinik für Dermatologie und Venerologie der Uniklinik Köln sind von großer Bedeutung für das Verständnis und damit die Therapieoptionen von Hautkrankheiten wie Hautkrebs, Schuppenflechte, entzündlichen Hauterkrankungen und auch selteneren Krankheiten wie Ichthyosis (Verhornungsstörungen der Haut).

Die Haut dient als Schutzbarriere gegen äußere Einflüsse. Sie besteht aus mehreren Schichten von Zellen, die alle aus der un-

tersten Zellschicht durch Teilung und Differenzierung entstehen. Im Laufe der Zeit schieben sich so ältere Zellen nach oben, während von unten neue Zellen nachgebildet werden. Der Aufbau der Schichten wird durch das Regulatorprotein p63 im Inneren des Zellkerns kontrolliert. Es bestimmt die Teilungsrate der unteren Zellen, ihre Differenzierung und Orientierung. Einzelne Zellen der unteren Schicht können sich nach oben teilen und so die darüber liegenden Schichten aufbauen. Bisher war nur wenig darüber bekannt, wie genau das Protein p63 diese sogenannten asymmetrischen Zellteilungen reguliert.

Wie Prof. Dr. Carien Niessen von der Klinik für Dermatologie und Venerologie an der Uniklinik Köln und ihr Team bereits in früheren Studien herausfanden, gibt es an der Oberfläche der Hautzellen zwei Rezeptoren, die eine wichtige Rolle in der Entstehung neuer Zellen durch die Teilung der in der untersten Schicht liegenden Hautzellen spielen. Der Insulin-Rezeptor und IGF-1-Rezeptor werden beide durch den zugehörigen Wachstumsfaktor IGF-1 oder durch Insulin aktiviert.

Neue Erkenntnisse gewannen Prof. Niessen und ihr Team nun über das Zusammenspiel des Insulin- und IGF-1-Rezeptors, dem p63 Regulator-Protein und den so-

genannten Forkhead Proteinen (FoxO-Proteine): Binden Wachstumsfaktoren oder Insulin an die zugehörigen Rezeptoren an der Zelloberfläche, löst das eine Reihe von Prozessen im Inneren der Zelle aus, an deren Ende die reguläre Teilung der Zelle steht: Das Protein p63 im Zellkern bindet an die DNA und aktiviert bestimmte Gene, die für die Teilung wichtig sind. Im Zellkern befinden sich zudem auch sogenannte FoxO-Proteine, die an p63 binden können. Durch das Signal des IGF-1-Rezeptors werden diese FoxO-Proteine so modifiziert, dass sie den Zellkern verlassen. Die zur Zellteilung nötigen Gene können aktiviert werden und in der Folge teilt sich die Zelle.

Bleibt jedoch das durch den IGF-1-Rezeptor ausgelöste Wachstumssignal aus, werden die FoxO-Proteine nicht mehr modifiziert und können den Zellkern nicht mehr verlassen. Sie bleiben an das Protein p63 gebunden und unterdrücken die Zellteilung. Als Folge können keine neuen Zellen, die nach oben wandern, gebildet werden. Der normale Schichtaufbau der Haut ist gestört.

Für CECAD und den SFB829 sind diese Erkenntnisse ein wichtiger Schritt im Verständnis und für die Therapie von schweren Hauterkrankungen wie Krebs oder Schuppenflechte.

 Researchers of the Cluster of Excellence CECAD at the University of Cologne, who are also active in the Collaborative Research Centre 829 “Molecular Mechanisms regulating Skin Homeostasis”, have gained extensive new insights in the regulation of the division of skin cells during their development and the ageing process. A new study has shown how the division behaviour of cells is governed by specific receptors on the surface of cells (insulin and IGF-1 receptor) and a regulatory protein in the nuclei (p63).

These findings of the research group working under the direction of Professor Dr. Carien Niessen at the Klinik für Dermatologie und Venerologie (Clinic for Dermatology and Venereology) at the University Hospital Cologne are of high relevance for the understanding and thereby treatment possibilities for skin diseases such as skin cancer, psoriasis, acrodermatitis as well as rare diseases such as ichthyosis (cornification of the skin).

The skin serves as a protection barrier against outside influences. It consists of many layers of cells, which all are created from the deepest layer through division and differentiation. Over the course of time, they push the older cells to the top while new cells are reproduced. The

formation of the layers is regulated by the protein p63 inside nucleus of the cell. It determines the division rate of deeper cells, their differentiation and orientation. Individual cells from deeper layers can divide towards the surface and in this manner develop the outer layers. Very little was known about this process and how the protein p63 regulate this so-called asymmetrical cell division up until now.

As Prof. Dr. Carien Niessen from the Klinik für Dermatologie und Venerologie (Clinic for Dermatology and Venereology) at the University Hospital Cologne and her team have found out in earlier studies, there are two receptors on the surface of skin cells that play important roles in the creation of new cells through the division of the cells in the deeper levels. Both the insulin receptors and IGF-1 receptors are activated through the related growth factor IGF-1 or insulin. Prof. Niessen and her team have gained new insight into the interplay between insulin and IGF-1 receptors, the p63 regulator protein and the so-called forkhead protein (FOXO3 protein): if the growth factors or insulin attach themselves to the associated receptors on the surface of the cell, this triggers a series of processes within the cell at the end of which the regular division occurs.

In addition, the protein p63 in the cell nucleus attaches itself to DNA and activates certain genes that are important for division. In the cell nucleus, there is also the so-called FOXO3 protein, which can attach itself to p63. Through the signal of the IGF-1 receptor this FOXO3 protein is modified resulting in it leaving the cell nucleus. The gene necessary for cell division can be activated and as a consequence the cell divides.

If the growth signal that is triggered by the IGF-1 receptor does not occur, the FOXO3 protein is not modified and cannot leave the cell nucleus. It remains attached to the protein p63 and prevents cell division. As a result, new cells that rise to the outer layers cannot develop and new development of skin layers is disturbed.

For CECAD and the CRC 829, these findings are highly significant for a better understanding and more effective treatment of serious skin diseases such as cancer and psoriasis.

Die Macht der Bilder: Forschungsprojekt untersucht Visionen und Visualisierungen auf südamerikanischen Fotografien um 1900

The Power of Images: Research project examining visions and visualizations in South American visual media from in and around 1900

Historisches Institut
Department of History



Die suggestive Kraft von Bildern ist nicht zu unterschätzen. Ob Fotografie, Grafik oder Gemälde – je

nach Kontext, Ausschnitt und Betrachtungsweise können Bildmedien unterschiedliche Lesarten bedingen. Unter dem Titel „Visionen und Visualisierungen“ untersucht ein Forschungsprojekt des Historischen Instituts an der Universität zu Köln seit 2010 die Darstellung Südamerikas in den Bildmedien des 19. und 20. Jahrhunderts. Das von Prof. Dr. Barbara Potthast und PD Dr. Jens Jäger geleitete Projekt beschäftigt sich mit der Frage, wie Lateinamerika aufgrund von Abbildungen wahrgenommen wurde und wie dies noch unseren heutigen Blick auf den Kontinent prägt.

Professorin Potthast, Dr. Jens Jäger und die wissenschaftlichen Mitarbeiter Hinnerk Onken und Kathrin Reinert sind davon überzeugt, dass über das Arbeiten mit Bildmedien aus der Phase der Medienrevolution des 19. Jahrhunderts ein besonderer Zugang zur historischen Erforschung von

Kulturaustausch und Kulturverflechtungen stattfinden kann. Auf wissenschaftsgeschichtlicher Grundlage betrachten sie unter anderem die Frage, wie von deutschen Wissenschaftlern in Südamerika aufgenommene Fotografien um 1900 in verschiedenen publizistischen Formaten Eingang erhalten haben und inwiefern sich ihr Bedeutungsgehalt durch Migration in andere Medien verändert hat. So wurden beispielsweise vorgeblich wissenschaftliche Fotografien von Indigenen für den Abdruck in populären Illustrierten gezielt im Bildausschnitt verändert und häufig mit sexualisierenden Bildunterschriften versehen. Die prinzipielle Schwierigkeit, Abbildungen jener Jahre in Kategorien wie ‚wissenschaftlich‘, ‚ethnographisierend‘ oder ‚exotisierend‘ zu unterteilen, wird hier offenkundig.

Besondere Bedeutung erlangt die Betrachtung des Bildmaterials außerdem bei der Auseinandersetzung mit den Bedingungen der Nations- und Staatenbildung. Das Forschungsprojekt legt das Augenmerk hierbei vor allem auf frühe postkolonialisierte Gesellschaften wie Argentinien und Peru. In den 1890er Jahren

entstandene Bildpostkarten jener Länder bilden Vorstellungswelten ab, die an der Identitätsbildung und -legitimierung jener Staaten augenscheinlich entscheidenden Anteil hatten. Noch im Zuge von Unabhängigkeit und Staatenbildung blieb in Südamerika offenbar eine kolonialistische Logik bestehen, indigene Volksgruppen werden auf einem Großteil der Bilder als rückständig gezeigt. Durch ‚Visualisierungen‘ wie diese konnten die zivilisierten Bevölkerungsschichten ihre ‚Vision‘ von der Notwendigkeit einer infrastrukturellen Umgestaltung der durch die Indigenen genutzten Landflächen nicht nur nach Europa transportieren, sondern auch innerhalb Südamerikas verbreiten und vordergründig legitimieren.

So zeigt das Projekt, dass Abbildungen jedweder Art grundsätzlich mit Bedacht und höchster Aufmerksamkeit begegnet werden muss. In den seltensten Fällen spiegeln sie eine tatsächliche Lebenswirklichkeit wider. Vielmehr brechen sich beim Versuch Realität abzubilden immer wieder Wunschvorstellungen Bahn. „Visionen und Visualisierungen“ macht deutlich: Nur mit der Erkenntnis, dass Bilder allein schon



aufgrund ihrer Entstehungs- und Publikationsprozesse manipuliert sind, kann ihnen wissenschaftlich begegnet werden.

The suggestive power of images cannot be underestimated. Whether in the form of photography, graphics or paintings – depending on the context, the detail and the perception of the viewer, image media provoke different readings. Since 2010, the research project “Visions and Visualizations” of the Department of History of the University of Cologne has been examining the depiction of South America in visual media of the 19th and 20th century. Taking visual media as the basis for the research, the project, which is being supervised by Prof. Dr. Barbara Potthast and PD Dr. Jens Jäger, is looking at the question of how Latin America was perceived during this period and how this influences how we view this continent today.

Professor Potthast, Dr. Jens Jäger and research assistants Hinnerk Onken and Kathrin Reinert are convinced that through their work with images from the period of the

19th century media revolution they are in a position to gain special access to the historical research of cultural exchange and interlocking cultures. Taking a historical approach, they are looking at, inter alia, the question of how photographs taken by German academics in and around 1900 are placed in various published formats and to what extent the significant content has changed through migration into other media.

In this manner, for example, image sections from supposedly academic photographs of indigenous people were deliberately changed and often given captions which had sexual undertones. The principal difficulty of categorizing images from those years as “academic”, “ethnographic” or “exoticizing” becomes clear here. The examination of the visual media is especially relevant in the context of the discourse on the conditions of nation and state building. The research project will especially focus on early post-colonialized societies such as Argentina and Peru.

Postcards with images of these countries produced in the 1890s depict mindscapes which played an important role in

identity construction and legitimization of identity in these states. In the context of independence and state-building, a colonial-centric logic has clearly persisted in South America; indigenous ethnic groups are depicted in the majority of the pictures as backward. Through ‘visualizations’ such as these, the ‘civilized’ population were able to transport not only to Europe but also within South America their vision of the necessity of infrastructural transformation of land used by the indigenous population and, ostensibly, to legitimize this.

In this way, the project shows that all types of images have to be examined critically and approached with caution. It is only seldom the case that they reflect real life situations. Usually, in the attempt to depict reality, fixed notions dominate. “Visions and Visualizations” makes it clear that only with the knowledge that images are always manipulated in some manner or another due to the creative and publication process can they be examined critically.

Heiße Werbung, coole Konsumenten

Wie die physische Temperatur die Wirkung emotionaler Werbereize beeinflusst

Hot Advertisement, cool Consumers

How physical temperature influences the effect of emotional advertisement stimuli

Lehrstuhl für Marketing und Markenmanagement
Chair for Marketing and Brand Management

„Dear Hollie ...“ – mit diesen Worten beginnt ein Werbespot von Google Chrome. Er erzählt die Geschichte

eines Vaters, der seiner Tochter seit ihrer Geburt E-Mails schreibt und so wichtige Ereignisse ihres Lebens dokumentiert. Der Spot endet mit den Zeilen: „I’ve been emailing you all your life. One day we’ll look back at these together. I can’t wait... All my love, Dad.“

Wir stehen unter dem ständigen Einfluss von Werbung – ganz egal, ob wir morgens die Zeitung lesen, mittags im Restaurant essen oder abends den Tag vor dem Fernseher ausklingen lassen. Zeitungsanzeigen, Radiowerbung oder gar komplett bedruckte Stadtbahnen – die Werbeträger sind vielfältiger als je zuvor. Emotionen sind dabei ein häufig benutztes Mittel der Werbung. Sie erregen Aufmerksamkeit und erhöhen die Wirksamkeit der zu vermittelnden Botschaft. Dabei nutzen Unternehmen sowohl warme Emotionen, wie im obigen Google Chrome-Beispiel, als auch kalte Emotionen, wie z.B. die Angst vor Schadensfällen in Werbekampagnen von Versicherungen.

Während der eingesetzte emotionale Reiz gezielt durch die Art der Werbemittelgestaltung beeinflusst werden kann, haben Unternehmen oftmals nicht im Blick, in welchem Umfeld die Konsumenten die Werbung wahrnehmen. Dennoch hat das Umfeld einen Einfluss auf die Werbeeffektivität. Ein wichtiger Umfeldfaktor, dem

jeder Konsument ausgesetzt ist, ist die Umgebungstemperatur. Aber warum sollte die physische Temperatur eines Konsumenten die Wirksamkeit von Emotionen in der Werbung beeinflussen? Eine Erklärung hierfür liefert die Theorie des „Embodied Cognition“, welche besagt, dass die in einem Menschen ablaufenden körperlichen und geistigen Prozesse untrennbar miteinander verbunden sind.

Diese Wechselwirkung von Körper und Geist im Werbekontext konnte nun erstmals in einem Forschungsprojekt von Pascal Bruno, Prof. Dr. Franziska Völckner (Lehrstuhl für Marketing und Markenmanagement an der WiSo-Fakultät der Uni Köln) und Prof. Dr. Valentya Melnyk (Massey University) nachgewiesen werden. Mehrere Laborexperimente an der Kölner WiSo-Fakultät und eine Analyse von Werbepretest-Daten international ausgestrahlter Werbespots eines großen internationalen Konsumgüterherstellers zeigten, dass bei Menschen, denen physisch kalt ist, der Einsatz warmer Emotionen zu einer besseren Einstellung gegenüber der Werbebotschaft und einer höheren Kaufabsicht für das beworbene Produkt führt als die Nutzung kalter Emotionen. Auch der gegenteilige Effekt konnte anhand der Werbepretest-Daten gezeigt werden: Bei Menschen, denen physisch warm ist, sind Werbespots effektiver, die kalte Emotionen vermitteln. Wie lassen sich diese Effekte erklären? Menschen benutzen warme Emotionen, um sich (gefühlte) physisch aufzuwärmen und so kalte Temperaturen auszugleichen. Umgekehrt scheinen Men-

schen kalte Emotionen zu nutzen, um sich physisch abzukühlen. Neurologen vermuten, dass im menschlichen Gehirn dieselben Regionen für die Verarbeitung von emotionaler und physischer Temperatur verantwortlich sind.

Die Erkenntnisse sind für die Gestaltung saisonaler und internationaler Werbekampagnen besonders relevant. So kann offenbar die Werbeeffektivität gesteigert werden, wenn die verschiedenen Umgebungstemperaturen und ihr Einfluss auf die Konsumenten berücksichtigt werden. Auch für Non-Profit-Werbekampagnen ergeben sich neue Erkenntnisse: Da diese häufig kalte Emotionen (Angstappelle) in der Werbung verwenden, sollten entsprechende Kampagnen eher im Sommer geschaltet werden, da kalte Emotionen im Winter weniger effektiv sind. Prof. Dr. Franziska Völckner und ihr Assistent Pascal Bruno wurden für die Arbeit bei der ANZMAC-Conference New Zealand ausgezeichnet.

„Dear Hollie ...“ is how an advertisement for Google Chrome starts. It tells the story of a father who has been sending his daughter e-mails since her birth thereby documenting important events of her life. The ad ends with the lines: “I’ve been emailing you all your life. One day we’ll look back at these together. I can’t wait... All my love, Dad.“

We are continually under the influence of advertisements – regardless of whether we read them in the newspapers in the

morning, in the restaurant having lunch or see them while relaxing in front of the TV in the evening. Newspaper advertisements, radio advertising or trains covered in advertisements – advertising media have never been so diverse. Furthermore, emotions are often used in advertisements; they arouse our attention and heighten the effect of the message being communicated. In the process, companies use warm emotions such as in the above-mentioned Google Chrome example as well as cold emotions (e.g. fear of loss in advertisement campaigns for insurance claims). While the emotional effect being used can be directly influenced by the type of ad, companies often have no indication as to the environment in which the consumer perceives the advertisement. Despite this, the environment has an influence on the effectiveness of an advertisement. An important environmental factor that every consumer is exposed to is temperature. However, why should the physical temperature of a consumer influence the effectiveness of emotions used in advertisements? The theory of “embodied cognition” which states physical and mental processes are inseparable from one another offers an explanation.

The interplay between body and spirit in the context of advertising has now been proven in a research project involving Pascal Bruno, Prof. Dr. Franziska Völckner (Lehrstuhl für Marketing und Markenmanagement at the Faculty of Management, Economics and Social Sciences of the University of Cologne) and Prof. Dr. Valentya

Melnyk (Massey University). Numerous laboratory experiments undertaken at the Cologne Faculty of Management, Economics and Social Sciences and an analysis of advertising pre-test data of internationally broadcasted ads of a large international manufacturer of consumer goods has shown that in the case of people who feel physically cold the use of warm emotions is more likely to result in consumers having a better attitude towards the message of the advertisement and a higher likelihood of purchase intention for the advertised product than using cold emotions.

The converse effect could also be proven using advertising pre-test data: in the case of people who feel physically warm, advertisements where cold emotions are used are more effective. How can these effects be explained? People use warm emotions to warm themselves up physically and compensate cold temperatures. Conversely, people seem to use cold emotions to cool down physically. Neurologists assume that the same regions in the human brain that are responsible for the processing of emotions is also responsible for the processing of physical temperatures.

These findings are especially relevant for creating seasonal and international advertising campaigns. According to this, the effectiveness of advertising can apparently be increased if the different environmental temperatures and their influence on consumers are taken into account. There were also new findings for non-profit advertising campaigns: because they often use cold emotions (fear appeals) in their ad-

vertising, these kinds of campaigns would be more effective if broadcasted in the summer, as cold emotions in winter are less effective. Prof. Dr. Franziska Völckner and her assistant received awards for their work at the ANZMAC Conference in New Zealand.

Der Dialog in der Bewegung – Der brasilianische Kampftanz Capoeira als Kommunikationssystem

Dialogue in Motion – The Brazilian Martial Art Capoeira as a System of Communication

Silke Feuchtinger

Der brasilianische Kampftanz Capoeira ist hierzu-lande in erster Linie eine Lifestyle-Sportart. Doch die aus dem Widerstand afrikanischstämmiger Sklaven hervorgegangene Bewegungskunst bietet auch interessante Aspekte für die Wissenschaft.

Wolfgang Lange, Stipendiat der a.r.t.e.s. Graduate School for the Humanities, untersucht für seine Promotion, inwiefern Capoeira als Diskurssystem gelten kann. Zu diesem Zweck fertigte er während seines Forschungsaufenthalts in Brasilien Filmaufnahmen an und nahm selbst an zahlreichen Capoeira-Runden teil.

Wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit der Capoeira haben sich bislang vor allem mit dem historischen und dem sozial-educativen Aspekt dieser in Brasilien weit verbreiteten, aus Tanz, Kampf und Musik bestehenden kulturellen Ausprägung befasst. Wolfgang Lange nähert sich dem Thema aus einer anderen Perspektive und macht die bei der Capoeira eingesetzten tänzerisch-akrobatischen Bewegungen selbst zum Gegenstand seines Promotionsvorhabens. Von der Annahme ausgehend, dass sich während des Praktizierens der Capoeira ein Dialog entwickelt, untersucht er die zwischen Angriff, Tanz und Täuschung oszillierenden Bewegungselemente und -kombinationen auf ihren Kommunikation generierenden Charakter hin. Neben weltweit

agierenden, großen Gruppen interessiert ihn hierbei besonders die Vielfalt der Capoeira, wie sie sich unter anderem in der Existenz von zahlreichen kleinen, in ländlichen Gebieten Brasiliens lokalisierten Gruppen manifestiert. Lange nähert sich seinem Forschungsgegenstand dabei auf sehr direkte, unmittelbare Weise.

Da sich gerade die kleinen Gruppen häufig bewusst gegen eine Vereinnahmung durch Förderer oder Institutionen wehren, erreicht man ihre Akteure vor allem durchs Mitmachen. Lange trat daher während seines achtwöchigen Forschungsaufenthalts in verschiedenen Regionen Brasiliens zunächst nicht als Wissenschaftler auf, sondern bat erst nach einer vorsichtigen Annäherungsphase darum, Filmaufnahmen zu Analysezwecken machen zu dürfen.

Seine langjährige Begeisterung für Capoeira und die aus dem Praktizieren dieser Bewegungskunst hervorgegangenen persönlichen Kontakte haben ihm dabei viele Türen geöffnet und die Forschungsarbeit möglich gemacht.

Bewegungsimprovisationen zwischen Tanz und Kampf

Die Ursprünge der Capoeira als ein von afrikanischen Sklaven entwickeltes Mischritual aus Verteidigungstraining, Tanz, Religion und Musik reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Aus einem Mangel an Zeit und Platz entstanden, entwickelte sich eine Synthese aus haptischen, visuellen, körperlichen und auditiven Elementen, die im heutigen Brasilien sowohl aus Freude an der Bewegung in Verbindung mit tänzerischer Ästhetik als auch zur Lö-

sung real existierender Konflikte genutzt wird. Innerhalb eines von Zuschauern, Mitspielern und Musikern gebildeten Kreises begegnen sich zu rhythmischer Musik zwei Spieler in einem Gegen- und Miteinander von Bewegungen.

Bei der bestimmten Form der Capoeira, die Lange untersucht, lässt der Rhythmus das Geschehen weitestgehend offen und lädt zur freien Improvisation ein. So entstehen Bewegungen, die zwischen Kampf und Tanz hin- und herpendeln können: Weder ist wie beim Paartanz ausnahmslos das Bestreben nach einer gemeinsamen, harmonischen Choreographie maßgeblich, noch muss die Begegnung der beiden Capoeiristas wie im Kampfsport zwangsläufig in Sieg und Niederlage münden.

Performanz durch Bewegung, Kommunikation durch Täuschung

Bei der Capoeira in ihrem ursprünglichen Sinne stehen daher die sportlichen Leistungen selten im Vordergrund, vielmehr geht es um die Kommunikation, die sich innerhalb des Kreises durch die jeweilige Ausführung der Kampf- und Tanzbewegungen entwickelt. Für seine Forschung betrachtet Lange die Kunst der Capoeira folglich als Kommunikationskunst. Ausgehend von Konzepten der interdisziplinären und linguistischen Pragmatik, mit denen die grundsätzlichen Prinzipien menschlicher Kommunikation beschrieben und untersucht werden, richtet er den Blick auf die konkreten Abläufe im Kreis. Das klassische Turn-Taking, also das Abwechseln von Äußerungen zweier Kommunikationspartner, lässt sich auch in der Capoeira wiederfin-



den. Anstelle des auditiv-artikulatorischen Modus der gesprochenen Sprache wird dabei der visuell-haptische Modus performativ genutzt. Während durch Lautsprachen eine Vielzahl von Bedeutungen kreiert werden kann, bleibt deren Anzahl bei der Capoeira allerdings auf wenige Bedeutungen wie ästhetisch, kompetitiv, edukativ, kooperativ oder antagonistisch begrenzt. Welchen Verlauf die Aktion innerhalb des Kreises schließlich nimmt, wird mit jeder einzelnen Bewegung neu verhandelt. Die verschiedenen Bedeutungen können indes von einer Fülle an nuancenreichen Zeichen ausgedrückt werden, mal langsam, mal schnell, mal akrobatisch, mal tänzerisch, mal angriffslustig.

Sämtliche Bewegungen und Bewegungskombinationen der Capoeira können prinzipiell sowohl fürs Miteinander als auch fürs Gegeneinander eingesetzt werden, je nach dem in welche Richtung sich die Interaktion entwickelt. Als weitere Komponente kommt im Capoeira-Kreis die Täuschung ins Spiel. Denn anders als bei Lautsprachen geht es in der Capoeira häufig ganz gezielt ums Nicht-Verstehen. Die aus den Kognitionswissenschaften stammende Bezeichnung der Theory of Mind, die Fähigkeit Vermutungen über Bewusstseinsvorgänge des Gegenübers anzustellen, nimmt daher bei der Beschäftigung mit der Capoeira einen besonderen Stellenwert ein.

Lernstufen analog zum Spracherwerb?

Anhand der in Brasilien angefertigten Videoaufnahmen und im Austausch mit Capoeira-Gruppen in Deutschland will Lange seine Forschung zur Capoeira als Diskursystem weiter ausbauen. Zu diesem Zweck

analysiert er verschiedene Konstellationen von Spielern – zum Beispiel Meister gegen Meister, Lehrer gegen Schüler oder Anfänger untereinander. Im Fokus steht dabei unter anderem die Frage, wie sich aus der Perspektive der Interaktionsforschung das Turn-Taking konkret gestaltet und ob – der Lautsprache vergleichbar – Aktionsketten im Sinne von Einschüben und Exkursen innerhalb der Strukturen der Capoeira möglich sind.

Mit Blick auf diese Fragestellungen will der Wissenschaftler im weiteren Verlauf seines Projekts die einzelnen aus Bewegungen bestehenden Zeichen mit Hilfe von Methoden aus der Gebärdensprachenforschung in ihre Merkmale zerlegen, also eine Ereignissegmentierung der visuellen Daten vornehmen. Die Elemente eines improvisierten körperlichen Dialogs auf diese Weise auch einem fachfremden Publikum sichtbar zu machen, stellt in diesem Zusammenhang eine besondere Herausforderung dar. Zur Visualisierung nutzt Lange spezielle, linguistische Annotations-Software.

Auch die Möglichkeiten der Motion-Capture-Technologie sollen zum Einsatz kommen. Ergänzend zu seinen bisherigen Erkenntnissen stellt Lange sich dabei die Frage, inwiefern in Bezug auf die Capoeira Strukturen und Lernstufen nachgewiesen werden können, die analog zum Spracherwerb der gesprochenen Sprache verlaufen. Seine Forschung zur Capoeira als einem sich durch Bewegung und Körperlichkeit generierenden Wissenssystem erweitert damit bisherige Kenntnisse zur menschlichen Kognition und zur Vielgestaltigkeit von Dialogstrukturen um wichtige Aspekte.

 *The Brazilian martial art capoeira is a lifestyle sport in Germany. However, there is much academic insight to be gained from this skilled motion.*

Within the framework of his PhD, Wolfgang Lange, stipendiary of the a.r.t.e.s. Graduate School for the Humanities, is examining to what extent capoeira counts as a discourse system. To this end, he has made films of and played capoeira during research trips to Brazil.

Before now, academic analysis of capoeira was limited to the historical and social-educative aspect of this cultural development which is widespread in Brazil and incorporates elements of dance, fighting and music. Wolfgang Lange is investigating the theme from another perspective; the dance and acrobatic movements used in capoeira are the object of his dissertation. Going on the assumption that during the act of capoeira a dialogue is developed, he is examining movement elements and combinations between attack, dance and illusion with regard to its communication generating character. In addition to larger international groups, he is also interested in the diversity of capoeira that can be seen in the different smaller local groups in existence in rural areas of Brazil. Lange approached his research object in a very direct manner.

As many of the smaller groups consciously resist promoters and institutions, access to their members is gained through actively participating. For this reason, Lange did not approach the groups as a researcher but instead came closer to the

groups after a period of getting to know them and then asked them for their permission to film them for analysis purposes during his eight-week trip to different regions of Brazil. His long-time enthusiasm for capoeira and the contacts he has met over the years have opened many doors for him and made his work possible.

Movement improvisations between dance and fight

Capoeira has its origins as a mixed ritual comprising defence, training, dance, religion and music developed by African slaves that goes back to the 16th century. Due to a lack of time and space, a synthesis of haptic, visual, physical and auditive elements developed that is used in Brazil today both for joy of movement in connection with dance aesthetic as well as a solution to conflicts. Within circles comprising spectators, participants and musicians, two players come face to face accompanied by rhythmic music in movements against and with one another. In the form of capoeira that Lange examined the rhythm of what happens is open and there is much improvisation.

In this way, movements occur which oscillate between fight and dance: it is neither the objective of the capoeiristas to achieve a common harmonious choreography nor is it the objective to win as is the case of martial arts.

Performance through movement, communication through illusion

For this reason capoeira in its original form, sporting performance is rarely in the foreground, it is much more about communication that develops within the circle dur-

ing the fight and dance movements. For his research, Lange observes the art of capoeira as a communication art. Based on the concepts of interdisciplinary and linguistic pragmatic, with which the basic principals of human communication are described and examined, he is looking at what is happening in the circle. Classic turn-taking, i.e. the alternating of expressions of two communication partners describes capoeira. Instead of auditive-articulatory modus of spoken language visual haptic modus is used performatively. While through spoken language a number of meanings can be created, in capoeira it is limited to aesthetic, competitive, educative, cooperative and antagonistic elements. The development the action inside the circle takes is renegotiated after each movement. The different meanings can be expressed through many differences nuance-rich expressions, sometimes slowly, sometimes quickly, sometimes acrobatically, sometimes through dance, sometimes aggressively.

All of the movements and combinations of movements of capoeira can principally be both cooperation as well as conflict, depending on how the interaction develops. A further component that comes into play in capoeira is illusion as, different to spoken language, it is often the objective of capoeira not to understand. The term theory of mind which comes from the area of cognitive science, the ability to attribute mental states to oneself and others, therefore takes a special role in the investigation of capoeira.

Learning levels analogous to language acquisition?

Using the video recordings from Brazil and in exchange with capoeira groups in Ger-

many, Lange wants to develop his research on capoeira as a discourse system further. To this end, he is analyzing various constellations of players – for example, master against master, teacher against pupil and beginners against each other. The focus thereby is the question, amongst others, of how from the perspective of interaction research of turn taking occurs concretely and whether – comparative with spoken language – chains of actions in the sense of inserts and excursions are made possible within the structures of capoeira.

With a view to these questions, the academic also wants to examine the characteristics of signs that are created during individual movements using methods from sign language research, i.e. a segmentation of the events of the visual data over the course of this project. Making the elements of an improvised physical dialogue visible in a publication that is outside the subject area therefore presents a significant challenge. For the visualization, Lange will use special linguistic annotation software; motion capture technology is also to be used.

Complementary to the data he has collected up until now, Lange is also examining to what extent capoeira structures and learning levels are analogous to the acquirement of spoken language. His research on capoeira as a knowledge system generated through movement and physicality thereby furthers previous knowledge on human cognition and the polymorphy of dialogue structures with important aspects.

SFB 806: „Out of Africa“ – Ausgrabungen in der ägyptischen Ostwüste

SFB 806: “Out of Africa” – Excavations in the Egyptian Eastern Desert

Die Ausbreitung des Menschen während der letzten 100.000 Jahre von Afrika nach Eurasien gilt heute als gesichert. Wissenschaftler diskutieren jedoch nach wie vor die verschiedenen möglichen Wege, die er dabei genommen haben könnte.

Dieser Fragestellung widmet sich der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Sonderforschungsbereich 806 mit dem Titel „Unser Weg nach Europa: Kultur-Umwelt-Interaktion und menschliche Mobilität im Späten Quartär“. Wissenschaftler verschiedener Fachbereiche untersuchen in diesem Projekt vorrangig zwei denkbare Ausbreitungswege des modernen Menschen (*Homo sapiens sapiens*) nach Eurasien. Mit unterschiedlichsten geo- und kulturwissenschaftlichen Methoden erforschen sie zum einen die westliche Route über die zentrale Sahara und die Straße von Gibraltar auf die Iberische Halbinsel und zum anderen den östliche Weg über Nordafrika und den Vorderen Orient auf den Balkan. Das an den Universitäten Köln, Bonn und Aachen beheimatete Großprojekt leistet somit einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der komplexen Beziehungen zwischen frühen modernen Menschen und ihrer Umwelt.

Um diesen großen Untersuchungsgebieten und -zeiträumen gerecht zu werden, wählten die Wissenschaftler archäologische Fundplätze mit einer langen, durchgängigen Abfolge und guten organischen Erhaltungsbedingungen aus. Für den östlichen Ausbreitungsweg ist dies unter anderem die Höhle Sodmein in der ägyptischen Ostwüste. Hier umfasst der Untersuchungszeitraum etwa die Spanne von 120.000 bis 60.000 Jahren vor heute. Obwohl die Höhle bereits vor mehr als 30 Jahren entdeckt wurde, begann eine systematische wissenschaftliche Untersuchung

erst in den 1990er Jahren durch das „Belgian Middle Egypt Prehistoric Project“ der Universität Leuven. Anknüpfend an diese ersten wissenschaftlichen Arbeiten führen Archäologen der Universitäten Köln und Leuven seit 2010 die Ausgrabungen und geoarchäologischen Untersuchungen in einer internationalen und interdisziplinären Zusammenarbeit fort.

Die aktuellen Forschungsschwerpunkte liegen auf absoluten Datierungen der Schichtenabfolge, geoarchäologischen Geländeerkundungen im näheren Höhlenumfeld sowie der Analyse des organischen Fundmaterials und der damit einhergehenden Rekonstruktion der Paläoumwelt. Die mehr als vier Meter mächtige Schichtenabfolge in der Höhle belegt durch ihre Kulturschichten eine regelmäßig wiederkehrende Nutzung des Siedlungsplatzes durch den Menschen vom späten Pleistozän bis ins Neolithikum. Neueste Analysen datieren die älteste archäologische Schicht in den Zeitraum zwischen etwa 80.000 und 120.000 Jahren vor heute und reichen somit in die Ausbreitungsphase des anatomisch modernen Menschen zurück.

Aufgrund der guten organischen Erhaltungsbedingungen konnten die beteiligten Wissenschaftler neben Steinartefakten auch zahlreiche Knochen, Muscheln, Holzkohlestücke und Äste in den Ausgrabungen bergen, die wichtige Informationen zur Klima- und Umweltrekonstruktion vergangener Zeiten liefern. So kann man für den Zeitraum um etwa 120.000 vor heute von wesentlich günstigeren Umweltbedingungen ausgehen als es das aktuelle, extrem trockene Wüstenklima vermuten lässt. Die belgischen Kollegen konnten in den vorangegangenen Untersuchungen Tümpel und kleine Seen im Umfeld der

Höhle Sodmein rekonstruieren, die durch wiederkehrende, heftige Regenschauer gespeist wurden und möglicherweise mit dem Nil verbunden waren. Im Umland bevölkerte Großwild wie Elefant, Büffel, Kudu und Krokodil eine offenbar mit Gras bewachsene Akazien-Savanne.

Diese paläoklimatischen Ergebnisse scheinen auch durch die aktuellen Untersuchungen an Tropfsteinen in der etwa 10 km nordwestlich gelegenen Höhle Saqia bestätigt zu werden. Die hier durchgeführten Uran-Thorium-Datierungen am Institut für Umweltphysik der Universität Heidelberg belegen feuchtere Bedingungen in den Zeitabschnitten zwischen 81.000 und 87.000 Jahren, zwischen 94.000 und 107.000 Jahren sowie zwischen 117.000 und 122.000 Jahren. Diese Resultate korrespondieren mit jenen Datierungen aus der Höhle Sodmein und scheinen die bislang nur durch marine Archive dokumentierten feuchteren Phasen nun auch erstmals für das nordostafrikanische Festland abzubilden.

Sodmein ist neben der libyschen Höhle Haua Fteah der einzige Fundplatz in Nordostafrika mit solch einer detaillierten und zeitlich weit zurückreichenden Schichtenabfolge. In der Höhle Sodmein scheinen wissenschaftliche Untersuchungen auch in Zukunft geboten zu sein, da seit ein paar Jahren in unmittelbarer Nähe industriell Kalkstein gebrochen wird. Der Einsatz von schwerem Gerät, nur wenige Meter vom Felsüberhang entfernt, erzeugt enorme Erschütterungen im Gestein und kann sich negativ auf den Erhalt der Höhle und damit einhergehend auf den Fundplatz auswirken.

 It is generally agreed upon that modern man came from Africa to Eurasia sometime in the last 100,000 years; academics do not, however, always agree on the routes that were taken. This question is the focus of the Collaborative Research Centre 806 "Our Way to Europe: Culture-Environment Interaction and Human Mobility in the Late Quaternary."

Within the framework of this project, academics of different disciplines are investigating two possible routes that modern man (*Homo sapiens sapiens*) may have taken to Eurasia. With different methods from the areas of geosciences and cultural studies, they are researching a western route through central Sahara over the Strait of Gibraltar to the Iberian Peninsula and another eastern route through North Africa, the Middle East and the Balkans. This large-scale project, which is based in Cologne, Bonn and Aachen, is thereby contributing to the research of complex relationships between early modern man and his environment.

To do justice to these huge regions and periods of time, the academics have selected archaeological sites with a long uninterrupted chronology and good organic preservation conditions. For the eastern route, one location, amongst others, is the Sodmein cave in the Egyptian Eastern Desert. Here the period that is being examined spans 120,000 to 60,000 years before today. Although the cave was discovered over 30 years ago, a systematic scientific examination was not carried out until the 90s by the "Belgian Middle Egypt Prehistoric Project" of the KU Leuven. Building on the initial findings, archaeologists of the University of Cologne and the KU Leuven have been undertaking excavations and geo-archaeological investiga-

tions within the framework of an international and interdisciplinary cooperation project.

Current research foci include the absolute dating of the stratigraphy, geo-archaeological terrain reconnaissance of the area around the cave as well as the analysis of organic finds and the reconstruction of the paleo-environment based on this data. The stratigraphy in the cave, which is more than four meters deep, documents through its culture strata regular recurrent utilization of the settlement site by humans from the late Pleistocene Age until the Neolithic Age. The most current analysis dates the oldest archaeological strata for the period spanning between around 120,000 and 80,000 years before today thereby going back to the dispersal phase of modern man. Due to good organic preservation conditions, the participating academics have been able to find shells, pieces of charcoal and branches in addition to stone artefacts and many bones during their excavations.

Based on this, one may assume that the environmental conditions 120,000 years ago were considerably more favourable than the current dry desert climate. In past investigations, Belgian colleagues were able to reconstruct pools and small lakes in the area around the Sodmein Cave which were refilled during recurrent heavy rainfall and possibly connected with the Nile. The surrounding area was a savannah covered in grass and apparently inhabited by big game such as elephants, buffalos, kudus and crocodiles.

These paleo-climatic findings also seem to have been confirmed by the current investigations of dripstone found in the Saqia cave located 10km northwest of Sodmein cave. The uranium-thorium dating

undertaken at the Institute of Environmental Physics at the University of Heidelberg document wetter climatic conditions for the periods spanning between 87,000 and 81,000 years ago, between 107,000 and 94,000 years ago and between 122,000 and 117,000 years ago. These results correspond with dating from the Sodmein Cave and seem to confirm wetter phases that were for a long time only documented through marine archives.

Sodmein and the Libyan cave Haua Fteah are the only sites in North East Africa with such a detailed and old stratigraphy. It seems that further investigations of the Sodmein Cave may, however, be difficult in the future because industrial limestone is being drilled close by. The use of heavy machinery just meters away from the rock shelter will cause enormous tremors in the stone and may have negative effects on the preservation of the cave and surrounding site.

1,1 Millionen Euro für Forschungsprojekte im subsaharischen Afrika

1.1 Million for Research Projects on Sub-Saharan Africa

Das Institut für Ethnologie der Uni Köln erforscht in fünf Verbundprojekten drängende sozial-ökologische Probleme im subsaharischen Afrika. Hierzu zählen besonders das Bevölkerungswachstum, Urbanisierungsprozesse, Bodenverschlechterung, Ressourcenkonflikte, globalisierte Warenproduktion sowie die zunehmende Klimavariabilität. Die Forschungsprojekte werden in einer Höhe von insgesamt 1,1 Millionen Euro gefördert und haben eine Laufzeit von drei bis vier Jahren.

Sie tragen unmittelbar zu den Arbeiten des Kernprofilbereichs IV der Universität, Sozio-ökonomischer, kultureller und politischer Wandel im Globalen Süden, bei und sollen helfen, aktuelle Trends besser zu verstehen und Lösungsmöglichkeiten für die Zukunft aufzuzeigen.

The Department of Cultural and Social Anthropology is researching pressing socio-economic problems in sub-Saharan Africa within the framework of five projects. Foci include population growth, urbanization processes, soil degradation, resource conflict, globalized production of goods as well as increasing climate variability. The research projects have received a total funding of Euro 1.1 million with a funding period of three to four of years.

They directly contribute to the work of Key Profile Area (KPA) Socio-economic, Cultural, and Political Transformations in the Global South and will help us better understand current trends and identify solutions and opportunities for the future.

Neues Zentrum für Organische Produktionstechnologien

New Center for Organic Production Technologies

Die Universität zu Köln hat im Dezember 2013 den Grundstein für das neue Zentrum für Organische Produktionstechnologien (COPT-Anwenderzentrum) gelegt. Das Gebäude soll ab Sommer 2015 kleinen und mittelständischen Unternehmen, die im Bereich der Organischen Elektronik Forschungsergebnisse bis zur Produktreife weiterentwickeln, auf rund 1000 m² Labor- und Bürofläche Raum bieten. Der Bau wird mit 12 Millionen Euro aus Mitteln der Landesregierung und der Europäischen Union gefördert.

In December 2013, the University of Cologne laid the first stone for the new Centre for Organic Production Technologies (COPT). The building is to offer smaller and medium sized businesses that wish to further develop in the areas of organic electronic research to production start around 1000 m² of laboratory and office space. The building is being funded with Euro 12 Million provided by the federal state of North Rhine-Westphalia and the European Union.

1,24 Millionen für Kölner Mathematikerin 1.24 Million for Cologne Mathematician

Die Kölner Mathematikerin Prof. Dr. Kathrin Bringmann wurde mit dem Starting Grant des Europäischen Forschungsrats (ERC) ausgezeichnet. Für einen Zeitraum von fünf Jahren erhält die Wissenschaftlerin 1,24 Millionen Euro für ein Forschungsprojekt aus der Zahlentheorie. Kathrin Bringmann ist damit die fünfte Wissenschaftlerin der Universität zu Köln, die den ERC-Grant erhält.

Das Forschungsprojekt von Kathrin Bringmann befasst sich damit, Rätsel, die an der Schnittstelle der Zahlentheorie und anderen Gebieten der Mathematik und Physik liegen, zu lösen. Insbesondere will die Wissenschaftlerin untersuchen, welche sogenannten q -Reihen besondere Symmetrien aufweisen. Dies findet Anwendung bei der Kombinatorik, Percolation, Lie-Theorie und schwarzen Löchern. Kathrin Bringmann studierte Mathematik in Würzburg und promovierte 2004 an der Universität Heidelberg. Von 2004 bis 2007 war sie Assistant Professor an der University of Wisconsin, danach an der University of Minnesota. 2008 folgte sie einem Ruf an die Universität zu Köln. Bringmann erhielt 2009 den Alfried Krupp Förderpreis sowie den SASTRA Ramanujan Prize.

The Cologne mathematician Prof. Dr. Kathrin Bringmann has been awarded the Starting Grant of the European Research Council (ERC). Over a period of five years, the scientist will receive a funding of Euro 1.24 million for a research project on number theory.

Kathrin Bringmann is the fifth University of Cologne academic to receive an ERC grant. Her research project is looking at solving conundrums that lie at an interface between number theory and other areas of mathematics and physics. The scientist is especially interested in determining which of the so-called q -series exhibit special symmetries. This can be applied to combinatorics, percolation, Lie theory and black holes.

Kathrin Bringmann studied mathematics in Würzburg and did her PhD at the University of Heidelberg in 2004. She was assistant professor from 2004 – 2007 at the University of Wisconsin, and then at the University of Minnesota. In 2008, she accepted a professorship at the University of Cologne. Bringmann received the Alfried Krupp Förderpreis as well as the SASTRA Ramanujan Prize in the 2009.

Köln-Bonner Graduiertenkolleg eröffnet Cologne Bonn Research Training Group set up

Die Universität zu Köln und die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn haben das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierte Graduiertenkolleg 1878 „Archäologie vormoderner Wirtschaftsräume“ eröffnet. Ziel des auf neun Jahre angelegten Kollegs ist es, Wirtschaftssysteme und Wirtschaftsräume vormoderner Gesellschaften in ihrer Struktur, Leistungsfähigkeit und Dynamik zu erfassen sowie in ihrer Wechselwirkung mit den jeweiligen naturräumlichen, politischen, gesellschaftlichen, religiösen und kulturellen Verhältnissen zu analysieren.

Hierbei sollen theoretische Ansätze diskutiert und mittels empirischer Untersuchungen auf ihre Anwendbarkeit überprüft werden. Darüber hinaus sollen in diachronen und interkulturellen Vergleichen gemeinsame Strukturen, kulturelle Besonderheiten und Entwicklungspfade herausgearbeitet werden.

Die Forschungen werden auf die Bereiche ‚Wirtschaftliche Netzwerke‘, ‚Siedlungszentren und ihr Umland‘ und ‚Sakrale Institutionen als Wirtschaftseinheiten‘ fokussiert. Das Graduiertenkolleg bietet 17 herausragend qualifizierten Doktoranden die Möglichkeit, unter der gemeinsamen Betreuung von Bonner und Kölner Wissenschaftlern in einem fachlich exzellenten Umfeld zu promovieren.

The University of Cologne and the University of Bonn have set up the Cologne Bonn Research Training Group 1878 Archaeology of Pre-Modern Economies, which is being funded by the German Research Foundation (DFG). The objective of the training group, which is to receive funding for at least nine years, is to analyse economic systems and areas of pre-modern societies looking at their structures, capacities, and dynamics and to study their interaction with physiological, political, societal, religious and cultural components.

This will also include the discussion of theoretical approaches to be verified using empirical data. In addition to this, cross-cultural comparisons of common structures and cultural characteristics will be developed.

Research will focus on the areas of ‘Economic Networks’, ‘Settlement Centres and their Environs’ and ‘Religious Institutions as Economic Units.’ The Research Training Group is also offering 17 excellent PhD candidates the opportunity to pursue a PhD supervised by academics from both Bonn and Cologne in an excellent academic environment.

Institut für Wirtschaftspolitik ist „Ort des Fortschritts“ The Institute for Economic Policy is a “Place of Progress”

Das Institut für Wirtschaftspolitik (IWP) an der Universität zu Köln wurde von der nordrhein-westfälischen Landesregierung zu einem der „Orte des Fortschritts“ ernannt. Damit würdigt das Land die Leistungen des IWP als besonders innovativ und lösungsorientiert. Die ausgewählten Orte werden durch die Wissenschaftsministerin Svenja Schulze offiziell ausgezeichnet. Mit dem Wettbewerb will das Ministerium qualitativen Fortschritt made in NRW sichtbar machen.

„Wir fühlen uns durch die Auszeichnung in unserem ordnungspolitischen Ansatz bestärkt“, betont Professor Dr. Achim Wambach, Direktor des Instituts.

Das 1950 als unabhängiges wirtschaftswissenschaftliches Forschungsinstitut ge-

gründete IWP erarbeitet praxisnahe Lösungsansätze für große gesellschaftliche Fragen z.B. aus der Gesundheitspolitik, dem Klimaschutz oder der Europapolitik. Das besondere Augenmerk gilt dabei ordnungspolitischen Fragestellungen und den für eine funktionsfähige soziale Marktwirtschaft erforderlichen institutionellen Rahmenbedingungen.

The Institute for Economic Policy (IWP) at the University of Cologne has been named an “Ort des Fortschritts (Place of Progress)” by the state government of North Rhine-Westphalia. The state has thereby honoured the innovative and problem-solving achievements of the IWP. The selected locations were officially

given this distinction by Minister for Education Svenja Schulze. With this competition, the Ministry wants to make qualitative progress of made in NRW more visible.

“We feel strengthened through this distinction in our approach to public policy,” emphasizes Professor Dr. Achim Wambach, director of the institute.

The IWP, which was established as an independent economic research institute in 1950, examines practical problem-solving approaches for bigger social questions, e.g. pertaining to health economics, climate protection and European policy. Special emphasis is placed on regulative questions and the institutional framework requirements necessary for a functional social market economy.

DFG bewilligt zweite Förderperiode für SFB 806 DFG grants CRC 806 second Funding Period

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) hat die Förderung des 2009 eingerichteten Sonderforschungsbereichs 806 Our Way to Europe für weitere vier Jahre bewilligt. Der SFB untersucht die Ausbreitung des modernen Menschen von Afrika nach West-Eurasien in den vergangenen 190.000 Jahren. Rund 80 WissenschaftlerInnen der Universitäten Köln, Bonn und Aachen sowie des Neanderthal-Museums sind an Forschungsprojekten im Rahmen des SFB beteiligt. Sprecher sind

die Kölner Professoren Jürgen Richter (Institut für Ur- und Frühgeschichte), Martin Melles (Institut für Geologie und Mineralogie) und Frank Schäbitz (Institut für Geographie und ihre Didaktik).

The German Research Foundation (DFG) has granted the Collaborative Research Centre 806 another four years of funding. This CRC is examining the route modern man took from Africa to Western Eurasia during the last 190,000

years. Around 80 academics from the Universities of Cologne, Bonn and Aachen as well as the Neanderthal-Museum are participating in research projects within the framework of it. The speakers of the CRC are Cologne professors Jürgen Richter (Institute for Prehistoric Archaeology), Martin Melles (Institute of Geology and Mineralogy) and Frank Schäbitz (Institute of Geography).

Kölner Stammzellenforscher ausgezeichnet: 1,25 Millionen Fördergelder für Dr. Leo Kurian Cologne Stem Cell Researcher awarded Funding: 1.25 Million for Dr. Leo Kurian

Der Kölner Nachwuchswissenschaftler Dr. Leo Kurian wird für die nächsten fünf Jahre mit 1,25 Millionen Euro durch das Wissenschaftsministerium NRW gefördert. Die Fördermittel sind für den Aufbau einer eigenen Nachwuchsgruppe vorgesehen. Mit dem Programm will das Ministerium Talente nach Nordrhein-Westfalen holen und den Sachverstand am Standort erweitern. Bereits zum dritten Mal ermöglicht das Wissenschaftsministerium den Aufbau unabhängiger Nachwuchsgruppen im Bereich der Stammzellforschung.

Acht NRW-Standorte hatten sich an der Ausschreibung des Wissenschaftsministeriums NRW beteiligt, die vom Kompetenznetzwerk Stammzellforschung unterstützt

wurde. Neben Kurian wählte die externe Jury je eine Wissenschaftlerin der Universitäten Bonn und Düsseldorf aus. Der Kölner Dr. Leo Kurian hat Biotechnologie in Indien studiert und erlangte seinen Dokortitel am Institut für Genetik der Kölner Universität. Seit 2012 widmet er sich unter anderem in den USA der Differenzierung von pluripotenten Stammzellen in Zellen des Mesoderms.

The Cologne junior researcher Dr. Leo Kurian will be receiving a funding of Euro 1.25 million from the Ministry of Science of North Rhine-Westphalia over the next five years. The funding is planned for the development of a team of junior researchers. With this programme, the Min-

istry wants to attract more talent to North Rhine-Westphalia and further develop expert knowledge in this state. This is the third time that the Ministry has provided funding for independent research groups in the area of stem cell research.

Eight NRW locations participated in the NRW Ministry's competition, which was also supported by the Stem Cell Network North Rhine-Westphalia. In addition to Kurian, the external Jury chose scientists from the Universities of Bonn and Düsseldorf. Cologne-based Dr. Leo Kurian studied biotechnology in India and did his PhD at the Institute for Genetics of the University of Cologne. Since 2012 he has been working here and in the USA on the differentiation of pluripotent stem cells in the cells of the mesoderm.

Herausgeber Editor

Der Rektor der Universität zu Köln

Redaktion Editorial Staff

Universität zu Köln
Presse und Kommunikation
Merle Hettesheimer (CvD editor in chief)

Konzept Concept

Merle Hettesheimer

Gestaltung Art Direction

mehrwert intermediale kommunikation
GmbH, Köln
www.mehrwert.de

Autoren Authors

Silke Feuchtinger
Sebastian Grote
Robert Hahn
Merle Hettesheimer
Prof. Dr. Christian Katzenmeier
Dr. Karin Kindermann
Daniel Scheu
Björn Schiffbauer
Janina Treude
Andrej Umansky

Übersetzung Translation

Katherine Maye-Saïdi

Fotos Photos

Aleksander Percovic (S. 3) Erim Giresunlu (S. 3) Alexander Rath/Fotolia.com (S. 2,10,13,18,21,23,54,61,93) ehrenberg-bilder/Fotolia.com (S. 10,15) JackF/Fotolia.com (S. 2,10,16) Coloures-Pic/Fotolia.com (S. 10) Kadmy/Fotolia.com (S. 2,10,15) Jürgen Fälchle/Fotolia.com (S. 18,21,23,93) sripfoto/Fotolia.com (S. 18,21,25,93) Minerva Studio/Fotolia.com (S. 18,21,23,25,93) sOleg Zabelin/Fotolia.com (S. 26,29) icholakov/Fotolia.com (S. 26,93) tsyhun/Fotolia.com (S. 26,30,93) Andrey Burmakin/Fotolia.com (S. 2,26) John Gomez/Fotolia.com (S. 26,30) madgooch/Fotolia.com (S. 26,30) federicofoto/Fotolia.com (S. 26,30,93) koya979/Fotolia.com (S. 26,29,32) Rheinisches Bildarchiv/August Sander (S. 34,37) Kölner Universitätsarchiv (S. 35,37,39) Zweimalig (S. 40,45) rsester/Fotolia.com (S. 2,40,43,44,45) weseetheworld/Fotolia.com (S. 40,45), Lafayette.edu (S. 40,44) Marco2811/Fotolia.com (S. 46,50) ra2 studio/Fotolia.com (S. 46,50,53) apops/Fotolia.com (S. 46,53) viperagp/Fotolia.com (S. 46,49) kmit/Fotolia.com (S. 2,46,50,53) Merle Hettesheimer (S. 46,49) SilviaElisabethHätty/Fotolia.com (S. 2,54,58,61) jonasginter/Fotolia.com (S. 54,58) Cmon/Fotolia.com (S.54) olly/Fotolia.com (S. 54,61) Grafix132/Fotolia.com (S. 61) Stefan Gräf/Fotolia.com (S. 2,62,69,93) lichtbildmaster/Fotolia.com (S. 62,93) Thomas Vogt/Fotolia.com (S. 2,62) Edler von Rabenstein/Fotolia.com (S. 62,65) Sebastian Grote (S. 2,62,65) fotodo/Fotolia.com (S. 71) Janina Dierks/Fotolia.com (S. 71) Universität zu Köln-Historisches Institut (S. 77) snaptitude/Fotolia.com (S. 81) marchello74/Fotolia.com (S. 81) Coloures-Pic/Fotolia.com (S. 81) style-photography.de/Fotolia.com (S. 81)

Titelbild Cover picture

Alexander Rath/Fotolia.com, JackF/Fotolia.com, Jürgen Fälchle/Fotolia.com, Andrey Burmakin/Fotolia.com, federicofoto/Fotolia.com, weseetheworld/Fotolia.com, kmit/Fotolia.com, lichtbildmaster/Fotolia.com

Anzeigenverwaltung I Druck Print

Köllen Druck + Verlag GmbH
Ernst-Robert-Curtius Straße 14
53117 Bonn-Buschdorf

Anzeigen Advertisement

Rohat Atamis
T +49 (0)228 98 982 – 82
F +49 (0)228 98 982 – 99
verlag@koellen.de · www.koellen.de

Auflage Circulation

3.000

© 2014: Universität zu Köln



100 EURO

100

Verlust

Krankenkasse bzw. Kostenträger

Name, Vorname des Versicherten

Staat

Datum

Abgabebescheinigung
am Durchgangsarzt
vorgewiesen

Bei v

voraussichtlich arbeitsunfähig
bis einschließlich

festgestellt am

Universität zu Köln
Presse und Kommunikation

Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln
pressestelle@uni-koeln.de
www.uni-koeln.de